

3 – Evidenz für rezessive Informationserhaltung aus der Geschichte des Deutschen und die Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters

Nachdem wir ausgehend von ausgewählten Beispielen im Rahmen von konkreten Sprachbetrachtungen und Erkenntnissen bisheriger Forschung die theoretische Grundlage des linguistischen Rezessivitätsmodells und des Verhaltens rezessiver Information in Sprache umfassend erarbeitet und dargelegt haben, wollen wir uns nun einigen möglichen Fällen des Allgemeinen Rezessivitätsmusters in der Geschichte des Deutschen zuwenden. Diese Betrachtungen werden zeigen, dass die Theorie tatsächlich robuste und bereichernde Erklärungen für bisher weitgehend ignorierte oder als Zufall abgetane Auffälligkeiten von Informationswiederkehr im Rahmen diachroner Sprachentwicklung bereitstellt. Ihre Anwendung wird dabei die bis hierher formulierten Annahmen bestätigen und gleichsam die Lesenden intensiver mit dem entwickelten Erklärungsmodell vertraut machen.

Doch rufen wir uns zunächst noch einmal einige zentrale Beobachtungen ins Gedächtnis. Das Allgemeine Rezessivitätsmuster beschreibt bei seiner Anwendung auf Sprache den Umstand, dass Information, die einst phänotypisiert wurde, über einen vorher festgelegten und messbaren Zeitraum hinweg nicht phänotypisch auftritt, ehe sie erneut phänotypisiert wird; es besteht hierbei also keine Informationskontinuität im Phänotyp der Sprache, wohl aber im Genotyp.⁴¹⁰ Im Rahmen unserer bisherigen Untersuchungen sind uns dabei bereits einige derartiger Fälle begegnet.

⁴¹⁰ Es sei hierbei auf die vollständige Definition des Allgemeinen Rezessivitätsmusters in der Einleitung und den entsprechenden Eintrag im Glossar dieser Arbeit verwiesen.

So wurden etwa die Entwicklungen des Diphthongs protogerm. */aɪ/ zu ahd. /ε̄ɪ/ und schließlich nhd. /āɪ/ sowie des Diphthongs protogerm. */aʊ/ zu ahd. /oʊ/ und wieder zu nhd. /aʊ/ als Beispiele für das Allgemeine Rezessivitätsmuster gewertet, meinend, dass auch in der Zeit, in der die entsprechenden Diphthonge konventionell als /ε̄ɪ/ bzw. /oʊ/ im Sprachsystem phänotypisiert wurden, ihre Gestalt /āɪ/ bzw. /aʊ/ rezessiv vorlag, sich also nur phänotypisch nicht äußerte. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass sich das Rezessivitätsmuster dadurch ergibt, dass (mindestens) von protogermanischer bis in neuhochdeutscher Zeit sowohl /āɪ/ als auch /ε̄ɪ/ bzw. sowohl /aʊ/ als auch /oʊ/ als Phänotypisierungsmöglichkeit für ein jeweiliges sprachliches Element in Gestalt des entsprechenden Diphthongs (in seiner Funktion im Lautsystem) bestand. Lediglich hinsichtlich der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit gab es offensichtlich erhebliche Unterschiede, die dazu führten, dass etwa in alt- und mittelhochdeutscher Zeit die Phänotypisierung von /ε̄ɪ/ bzw. /oʊ/ gegenüber /āɪ/ bzw. /aʊ/ dominierte.

Wichtig ist jedoch, eingedenk zu bleiben, dass wir für – ohnehin modellhaft und abstrakt zu verstehende – Kollektivebenen jeweils von normalisierten Sprachzuständen ausgehen; d.h. dass etwa die Annahme eines Diphthongs ahd. /ε̄ɪ/ bedeutet, dass nach gegenwärtigem Kenntnisstand diese Phänotypisierungsmöglichkeit im Ahd. am wahrscheinlichsten war; es bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass in ahd. Zeit oder der räumlichen (dialektalen) Aufgliederung des Ahd. der entsprechende Diphthong nie als /āɪ/ phänotypisiert wurde. In diesem Sinne ist das Allgemeine Rezessivitätsmuster in seiner Anwendung auf diese Fälle nicht von uneingeschränkter Gültigkeit; vielmehr kann es als Schablone über vereinfachte Darstellungen der Lautentwicklung seit protogerm. Zeit gelegt werden, nach der die Varianten (d.h. Phänotypisierungsmöglichkeiten) mit der jeweils höchsten Phänotypisierungswahrscheinlichkeit unter den Phänotypisierungsmöglichkeiten einer sprachlichen Variablen als einen Standard betrachtet und mögliche Abweichungen von diesem ausgeblendet werden. Aus diesem Grunde ist insbesondere die Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters auf diachrone Sprachentwicklungen nur als Modell zu verstehen, das der Veranschaulichung dient. Die Vorstellung von rezessiver Information in Sprache ist davon in ihren im Größeren und auch im Speziellen greifenden Aussagen jedoch nicht angetastet: Sie erkennt bestehende Phänotypisierungsmöglichkeiten für eine sprachliche Variable unabhängig von der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit an und blendet mögliche Varianten somit eben nicht aus – dies gilt für sprachepochenübergreifende Betrachtungen genauso wie etwa für die synchrone Feststellung, dass jedes sprachliche Element und

jede seiner Varianten, die im fraglichen Zeitraum oder zum fraglichen Zeitpunkt von niemandem wahrgenommen werden, als nicht phänotypisiert und somit rezessiv zu betrachten sind.

In Abhängigkeit davon, wie eng man die Bedeutung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters im Rahmen einer Anwendung desselben auf Sprachgeschichte definiert, lassen sich damit signifikante Verschiebungen in der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung sprachlicher Elemente oder Kompositionen sprachlicher Elemente ebenfalls beschreiben, wenn dabei überhaupt nicht von Schwund ausgegangen wird.

So kam ich etwa in meiner Examensarbeit über die Wortbildungen zu protogerm. **ber-* im Althochdeutschen zu der Feststellung, dass diesbezüglich zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Bedeutungskomponenten dominierten (s. Decker 2016). Bei der Betrachtung des Morphems protogerm. **ber-* ist vor allem das Verb protogerm. **bera-* von Relevanz, da dieses – oder dessen protoindoeuropäische Vorform **b^her-* – vermutlich den Ausgangspunkt für alle weiteren Wortbildungen auf Basis von protogerm. **ber-* bildet (vgl. Pokorny 1959: 128-132 u. Seebold 1970: 106). Semantisch lässt sich protogerm. **bera-* etwa in den Bedeutungen ‚tragen, bringen‘ sowie ‚gebären, hervorbringen‘ fassen (vgl. Jarosch 1995: 17, Kroonen 2013: 59 u. Seebold 1970: 104). Untersucht man nun die Wortbildungen, die ganz oder in Teilen auf protogerm. **ber-* zurückzuführen sind und sich im Ahd. finden, durch das Heranziehen anderer (älterer) germanischer Einzelsprachen mittels komparatistischer Ansätze hinsichtlich ihres mutmaßlichen Entstehungszeitpunkts, so lässt sich eine Art Wechselspiel in der Semantik beobachten: Während in protogermanischer Zeit offenbar vor allem Wortbildungen, die einem Wortfeld um die Bedeutung ‚gebären‘ zuzuordnen sind, entstanden, überwiegen in nordwest- und westgermanischer Zeit⁴¹¹ Wortbildungen um die Bedeutung ‚tragen‘; in ahd. Zeit schließlich dominieren erneut Wortbildungen um die Bedeutung ‚gebären‘, viele davon haben mit Fruchtbarkeit zutun (vgl. Decker 2016: 99).

⁴¹¹ Wir fassen dabei das Nordwest- und Westgermanische jeweils als Sprachbünde auf und lassen offen, ob man darüber hinaus sogar jeweilige Protosprachen annehmen muss, was in der Forschung nach wie vor umstritten ist und hier zu diskutieren zu weit führen würde (s. dazu etwa Ringe 2006: 213f, der jedoch explizit von einem Protowestgerm. ausgeht (ebenso Euler 2013: 37)). Wenn man aber eine Ausgliederung zunächst des Ostgerm. aus dem Protogerm. annimmt, so ist notwendigerweise entweder das Protogerm. als (stratumsidentischer) „Vorgänger“ der nord- und westgerm. Einzelsprachen bis zur Ausgliederung selbiger als Einzelsprachen als konstant, d.h. einheitlich erhaltene Einzelsprache anzunehmen oder aber eine Zwischenstufe in Form einer Protosprache ist unerlässlich, sodass tendenziell die Existenz eines Protonordwest- oder zumindest eines Protonord- und Protowestgerm. als durchaus plausibel erscheint.

Im Sinne des Rezessivitätsmodells lässt sich dies folgendermaßen interpretieren: In protogerm. und ahd. Zeit war bei neu aufkommenden (und zuvor wohl primär rezessiven) Wortbildungen zu protogerm. **ber-* (und deren Folgeformen) die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für Bedeutungen rund um ‚gebären‘ höher als für Bedeutungen um ‚tragen‘, in nordwest- und westgerm. Zeit verhielt es sich hingegen umgekehrt. Dies kann darauf hindeuten, dass auch die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des Verbs **bera-* (und dessen Folgeformen) für dessen Bedeutung ‚gebären‘ in protogerm. und ahd. Zeit höher war als die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für dessen ebenfalls anzunehmende Bedeutung ‚tragen‘, die wiederum in nordwest- und westgerm. Zeit offenbar mit höherer Wahrscheinlichkeit phänotypisiert wurde. Würde man nun etwa im Rahmen einer Normalisierung der jeweiligen Sprachzustände nur die Bedeutungsmöglichkeiten mit der jeweils höchsten Phänotypisierungswahrscheinlichkeit heranziehen, so wäre also zu beobachten, dass in protogerm. Zeit Wortbildungen zu protogerm. **ber-* (und deren Folgeformen) mit Bedeutungen um ‚gebären‘ phänotypisiert wurden, in nordwest- und westgerm. mit Bedeutungen um ‚tragen‘ und in ahd. Zeit schließlich erneut mit Bedeutungen um ‚gebären‘ – es läge demnach im Rahmen einer derartigen Simplifizierung wieder ein Allgemeines Rezessivitätsmuster vor. Dies zeigt, dass letzteres durchaus auch dort, wo Schwund des untersuchten sprachlichen Elements oder der untersuchten sprachlichen Elemente ausgeschlossen wird, durchaus als Modell zur Veranschaulichung herangezogen werden kann, wenn man sich auf einen klar definierten Ausschnitt der sprachlichen bzw. sprachgeschichtlichen Wirklichkeit festlegt.⁴¹² Dennoch ist es insbesondere in den nachfolgenden Unterkapiteln das

⁴¹² Die Untersuchungsergebnisse zu den ahd. Wortbildungen zu protogerm. **ber-* (und dessen Folgeformen) geben zudem Hinweise hinsichtlich sprachexterner Einflüsse auf die Verteilung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten: Die Tatsache, dass die besagten Wortbildungen der nordwest- und westgermanischen Zeit, die in Teilen mit der sogenannten Völkerwanderungszeit zusammenfällt (so lässt sich die Völkerwanderungszeit etwa zwischen 375 und 568 datieren (s. dazu ausführlich Springer 2006: 509-517), das Westgermanische wiederum ungefähr auf die Zeit zwischen dem späten 3. und 7. Jahrhundert (vgl. Euler 2013: 19)), mehrheitlich Bedeutungen um ‚tragen‘ phänotypisieren, könnte durchaus auf die Lebensumstände der Angehörigen der Sprachgemeinschaft(en) des Nordwest- bzw. Westgerm. zurückzuführen sein: Ein Leben mit weniger Sesshaftigkeit und mehr Mobilität kann zumindest teilweise erklären, warum ‚tragen‘ plötzlich wichtiger wird als ‚gebären‘ und vor allem die mit letzterem zusammenhängende Fruchtbarkeit, die, wenn man etwa an Agrarkultur denkt, besonders für sesshafte Gemeinschaften von Relevanz ist. Eine hohe Mobilität, wie sie für die Sprecher germanischer Einzelsprachen während der Völkerwanderungszeit vorausgesetzt werden kann, bietet also einerseits eine Erklärung für die Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten von Bedeutungen um ‚tragen‘ und andererseits für das Sinken der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten

Ziel, Allgemeine Rezessivitätsmuster im engeren Sinne herauszuarbeiten, zu untersuchen und zu beschreiben. Bei alldem bleibt es wichtig, der Modellhaftigkeit und Abstraktheit von Kollektivebenen eingedenk zu bleiben, die von Individualebenen in Synchronisierungsprozessen ermittelt und sich als Image in den Individualebenen niederschlagen. Individualebenen bleiben zuletzt die maßgebliche Größe, weil nur sie zu tatsächlichen Phänotypisierungen in der Lage sind.

Dem Allgemeinen Rezessivitätsmuster, wie wir es hinsichtlich der Beispiele der Geschichte der Diphthonge nhd. /aɪ/ und nhd. /aʊ/ auf Lautebene begutachtet haben, stehen Varianten dieses Musters gegenüber, die sich dadurch auszeichnen, dass sie keine stratumsinterne Kontinuität im Sinne eines kontinuierlichen Vorhandenseins einer Variablen, die in unterschiedlicher Gestalt phänotypisierbar ist, aufweisen, sondern tatsächlich stratumsintern vom Schwund einer Variablen, also eines sprachlichen Elements ausgehen. Die erste dieser Varianten wird durch sogenannte Rückentlehnungen repräsentiert. Wir haben gesehen, dass Rückentlehnungen im Einzelfall zwar schwer zweifelsfrei nachzuweisen sind, dass sie sich, wenn sie aber tatsächlich vorliegen, dadurch auszeichnen, dass ein sprachliches Element das Ausgangsstratum verlässt, in ein externes, d.h. nicht zum Sprachsystem des Ausgangsstratums, sondern zu einem System in dessen Umwelt gehöriges Stratum übergeht und von dort zu einem späteren Zeitpunkt wieder in das Ausgangsstratum zurückkehrt (dabei sind aber alle Strata sprachintern, stellen also keine externen Sprachspeicher dar). In der Zwischenzeit kann das entsprechende sprachliche Element im Ausgangsstratum selbst Schwund unterlegen sein, wobei wir unter „Schwund“ eine Phänotypisierungswahrscheinlichkeit, die gegen *o* konvergiert (aber nicht gleich *o* ist), verstehen wollen. Ist letzteres der Fall, so liegt bei Rückentlehnung das Allgemeine Rezessivitätsmuster vor: Die Information, die im Ausgangsstratum geschwunden ist, liegt stratumextern, also in einem anderen Stratum (das zur Umwelt des Ausgangsstratums gehört), weiterhin vor, kann also für das Ausgangsstratum als extern rezessiv gespeichert betrachtet werden. Sprachkontakt zwischen beiden Strata erlaubt die Phänotypisierung der entsprechenden Information im Ausgangsstratum selbst dann, wenn die Information stratumsintern bereits geschwunden ist. Anders als im Falle der Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmuster auf die lautlichen Entwicklungen von protogerm. */aɪ/ zu ahd. /ɛɪ/ zu nhd. /aɪ/ und

von Bedeutungen um ‚gebären‘ bzw. ‚Fruchtbarkeit‘. Um diese Annahme weiter verifizieren oder falsifizieren zu können bedürfte es jedoch weiterer Untersuchungen zu vergleichbaren Bedeutungsfeldern wie um ‚heben‘ oder ‚ziehen‘ in den germanischen Sprachen jener Zeit.

protogerm. */aʒ/ zu ahd. /oʒ/ zu nhd. /aʒ/ besteht hierbei für gewöhnlich also stratumintern keine Phänotypisierungsmöglichkeit des entsprechenden sprachlichen Elements mehr, solange kein Sprachkontakt zu einem Stratum besteht, in das die entsprechende Information einst entlehnt wurde und in dem sie noch nicht geschwunden ist.⁴¹³

Aus diesem Grunde ist im Falle von Rückentlehnungen, deren Ausgangselement im Ausgangsstratum geschwunden ist, das Allgemeine Rezessivitätsmuster auch wesentlich zuverlässiger anwendbar, da nicht davon ausgegangen werden kann, dass ein geschwundenes sprachliches Element plötzlich wieder phänotypisiert wird (die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit eines geschwundenen Elements ist naturgemäß nur knapp größer als 0⁴¹⁴).⁴¹⁵ Zentral für all diese Zusammenhänge ist freilich die bereits im Kapitel zu Rückentlehnungen besprochene Wahl der Perspektive bzw. des Zuschnitts des betrachteten Systems in Abgrenzung zu dessen Umwelt (als mögliches Beispiel für ein Allgemeines Rezessivitätsmuster im Zusammenhang mit Rückentlehnung sei auf die Ausführungen zu dt. *Biwak* in dieser Arbeit und der dabei heranzitierten Literatur verwiesen (s. Kapitel 2.1.3.3 für die ausführliche Besprechung)).

Wichtig ist im Rahmen von Forschungsarbeiten des Weiteren auch stets die Frage zu beantworten, welche Information jeweils als rezessiv zu betrachten ist: Ein Ausdruck kann etwa rückentlehnt werden, aber die ursprünglich mit ihm verknüpften inhaltsseitigen Informationen gänzlich aufgegeben haben. Zudem muss man sich im Klaren sein, dass sich ein bestimmter Ausdruck als sprachliches Element außerhalb einer Phänotypisierung im Zustand der Superposition befindet: Seine Gestalt ist instabil, alle jeweils möglichen Gestalten (d.h. alle entsprechenden Phänotypisierungsmöglichkeiten) superponieren miteinander. Wenn ein sprachliches Element also stratumextern entlehnt wird, so ist auch dabei bzw. danach dessen Gestalt nicht stabil: Ein einer „stratumexternen Sprachgemeinschaft“ angehöriger Sender mag es in einer bestimmten Weise

⁴¹³ Genau genommen bestünde natürlich grundsätzlich durchaus die Möglichkeit, dass das entsprechende geschwundene sprachliche Element noch einmal neu vom Sprachsystem hervorgebracht wird, sodass das jeweilige Element auch intern noch in gewisser Weise rezessiv ist.

⁴¹⁴ Da ein geschwundenes sprachliches Element für gewöhnlich aus sprachlichem Material besteht, das dem Sprachsystem, in dem es geschwunden ist, nach diesem Schwund noch innewohnt, kann die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für ein derartiges Element nicht 0 sein; eine spontane Neubildung auf Grundlage des nach wie vor vorhandenen sprachlichen Materials mag im entsprechenden Sprachsystem als unwahrscheinlich gelten, ist aber keinesfalls unmöglich.

⁴¹⁵ Dass der Schwund eines sprachlichen Elements in einem Sprachsystem tatsächlich schwer nachweisbar ist, spielt hierbei auf Theorieebene keine Rolle.

phänotypisieren, ob der der Sprachgemeinschaft der Untersuchungssprache angehörige Empfänger das entsprechende Element aber ebenso phänotypisiert, ist fraglich, da er mit verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten konfrontiert wird, die unter anderem von seinem sprachlichen Wissen bezüglich der jeweiligen stratumsexternen (belehrend auftretenden) Einzelsprache abhängen. Die derartige Instabilität des sprachlichen Elements außerhalb einer Phänotypisierung trägt der Empfänger mit in sein Mentales Lexikon und das Stratum der Untersuchungssprache, sobald er selbst als Sender des Elements gegenüber anderen Angehörigen seiner eigenen Sprachgemeinschaft auftritt. Dabei ist keineswegs davon auszugehen, dass die jeweiligen Phänotypisierungsmöglichkeiten und deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten jeweils identisch sind – immerhin sind sie unter anderem kontextabhängig –, sehr wohl aber können sie jeweils ähnlich ausfallen; ferner wird die Instabilität des sprachlichen Elements außerhalb einer Phänotypisierung freilich auch mit Entlehnungsvorgängen nicht aufgehoben. Das bedeutet, dass sich auch Phänotypisierungsmöglichkeiten und Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten im Rahmen einer Entlehnung grundsätzlich in Teilen mitentlehen, obgleich insbesondere die Wahrscheinlichkeiten in ihrer neuen Umwelt – d.h. dem für sie neuen Sprachsystem, dessen sie Teil werden – durchaus signifikant in ihren Werten verschoben werden können. All dies führt dazu, dass ein rückentlehnter Ausdruck hinsichtlich seines Wesens als sprachliches Element betrachtet werden muss, das in unterschiedlicher Weise phänotypisiert werden kann: Eine ausdrucksseitige Rückentlehnung bedeutet daher nicht zwingend, dass der entsprechende Ausdruck im Phänotypisierungszustand seiner Hin- und seiner Rückentlehnung von identischer Gestalt sein muss. Dies zeigt zudem, dass Superposition in Sprache keineswegs eine bloße Annahme ist, sondern tatsächlich ein wichtiges Element der Rezessivitätstheorie, deren Modell und deren probabilistischen Ansatz darstellt, das die innere Konsistenz der Theorie und ihr Erklärungsvermögen mitkonstituiert.

Unter Berücksichtigung der in Kapitel 2.6 skizzierten Single Sign Theorie ist ferner darauf hinzuweisen, dass derartige Beschreibungen von Entlehnungen zuletzt Simplifizierungen darstellen, die an gängige Elemente der klassischen Linguistik anknüpfen. Im Sinne des hiesigen Modells sind Entlehnungsszenarien vor allem als Modifikation der Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistribution eines sprachlichen Elements in einer Vielzahl von Mentalen Lexika (auf Individualebene), die gemeinsam eine Sprachgemeinschaft konstituieren, zu verstehen; dabei geht die Modifikation auf sprachlich-kommunikative Interaktion mit Angehörigen einer anderen Sprachgemeinschaft aus.

Ähnlich wie mit stratumsexternen Rückentlehnungen verhält es sich mit Allgemeinen Rezessivitätsmustern, die mithilfe externer Sprachspeicher bewirkt werden. Wir haben anhand der nachweisbaren Phänotypisierungen von *Minne* in der deutschsprachigen Romantik des 19. Jahrhunderts gesehen, dass nicht nur die stratumsexterne Bewahrung eines stratumsintern geschwundenen sprachlichen Elements selbiges extern rezessiv gespeichert halten kann, sondern dass dies auch durch externe Sprachspeicher wie Schriftzeugnissen bewirkt werden kann. Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit solcher, in einer Einzelsprache geschwundenen sprachlichen Elemente, ist dabei an die Wahrscheinlichkeit, dass der entsprechende externe Speicher durch ein Mitglied der Sprachgemeinschaft der jeweiligen Einzelsprache ausgewertet wird, gekoppelt (auch diese Wahrscheinlichkeit ist somit sprachexterner Natur).

Wenn wir im Folgenden also einige Beispiele für das Allgemeine Rezessivitätsmuster in der Geschichte des Deutschen betrachten, so müssen wir erstens den Zuschnitt des in den Mittelpunkt gerückten Sprachsystems klären, zweitens deutlich machen, welche Informationen jeweils als dem Rezessivitätsmuster anheimfallend zu erachten sind und auf welchem Wege sie phänotypisierbar waren, wurden oder sind, sowie drittens eingedenk bleiben, dass insbesondere dann, wenn vom Schwund eines sprachlichen Elements ausgegangen wird, diese Annahme bestmöglich begründet werden sollte, jedoch nicht zu erwarten ist, dass ein zweifelsfreier Beweis dafür überhaupt erbracht werden kann, da dieser die Kenntnis aller in der jeweils betrachtenden Sprache im relevanten Zeitraum jemals erfolgten Phänotypisierungen des entsprechenden sprachlichen Elements voraussetzen würde. Darüber hinaus werden Termini der klassischen Linguistik wie *Schwund* oder *Entlehnung* zuletzt im Sinne eines leichteren Einstiegs in die hiesige Theorie gebraucht, sind aber im Detail vor allem als Prozesse signifikanter Veränderungen in Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsdistributen bestimmter sprachlicher Elemente zu verstehen. Ferner gilt es weiterhin des abstrahierenden Charakters sprachlicher Kollektivebenen eingedenk zu bleiben.

3.1 – Der Fall von siebenbürgisch-sächsisch *auch*

Widmen wir uns hinsichtlich unserer detaillierten Betrachtungen des Allgemeinen Rezessivitätsmusters an Beispielen aus der Geschichte des Deutschen zunächst dem bereits in der Einleitung heranzitierten Falls von siebenbürgisch-

sächsisch *auch*, den wir nun, da wir über eine genaue Vorstellung von rezessiver Information in Sprache und über umfangreiches theoretisches Rüstzeug diesbezüglich verfügen, strukturiert analysieren können.

Wir haben im Rahmen der Einleitung bereits erarbeitet, dass im Siebenbürgisch-Sächsischen, das einen von einer in Rumänien ansässigen Volksgruppe gesprochenen deutschen Dialekt darstellt, der Ausdruck *auch* anders als in den übrigen historischen wie gegenwärtigen Varietäten des Deutschen nicht nur in der Bedeutung ‚auch, ebenso, gleichfalls, zudem‘ auftritt, sondern zudem als Konnektor in gleicher Funktion wie dt. *und* Verwendung findet (vgl. Shinohara 2016: 61f). Shinohara, die sich dabei auf ein Korpus von Audioaufnahmen des Siebenbürgisch-Sächsischen der Ludwig-Maximilians-Universität München stützt (den „Audioatlas siebenbürgisch-sächsischer Dialekte“ (ASD)) (vgl. Shinohara 2016: 62f), führt diesbezüglich eine Reihe von sieb.-sächs. Beispielen an, von denen wir zwei zur Veranschaulichung herausgreifen wollen:

[1] *Da tanzte man Polka auch Walzer.* (Zitiert nach Shinohara 2016: 62.)

[2] *Wir blieben mit zwei Häusern, auch das alte Haus auch das neue Haus.* (Zitiert nach Shinohara 2016: 70.)

Während in [1] der Gebrauch von sieb.-sächs. *auch* also tatsächlich dem von dt. *und* als Konnektor in den übrigen gegenwartsdeutschen Varietäten entspricht, ist [2] besonders auffällig, da eine derartige Konstruktion (sieb.-sächs. *auch ... auch ...*) in den übrigen gegenwartsdeutschen Varietäten ebenso fehlt, wie es ein vergleichbares dt. **und ... und ...* (mit selbiger Funktion) tut. Shinohara geht diesbezüglich davon aus, dass diese Konstruktion mit sieb.-sächs. *auch* auf Sprachkontakt mit dem Rumänischen zurückzuführen ist, da es dort mit rum. *și ... și ...* eine Entsprechung gibt:

[3] *Am fost și la Paris și la Budapesta.*

(Ich bin sowohl nach Paris als auch nach Budapest gegangen.) (Zitiert nach Shinohara 2016: 70.)

Interessant ist dabei, dass rum. *și* sowohl ‚und‘ als auch ‚auch‘ bedeuten kann, in dem Sinne, dass es sich bei Übersetzungen ins Deutsche – je nach Verwendung – mit dt. *und* oder dt. *auch* wiedergeben lässt (vgl. Shinohara 2016: 72). Shinohara geht daher davon aus, dass der Sprachkontakt des Sieb.-Sächs. mit dem Rum. dazu geführt hat, dass in Analogie zu Bedeutungsumfang und Verwendung von rum. *și* auch sieb.-sächs. *auch* Funktionen übernommen hat, die in den übrigen deutschen Varietäten nicht durch dt. *auch*, sondern durch dt. *und* erfüllt werden, sowie dass darüber hinaus die Konstruktion rum. *și ... și ...* ‚sowohl ... als auch ...‘ mittels sieb.-sächs. *auch* nachgebildet wurde (vgl. Shinohara 2016: 71-73). Unterstützt wird insbesondere letztere Annahme durch die Beobachtung, dass des

Weiteren die Konstruktion rum. *sau ... sau ...*, die im Gegenwartsdeutschen dt. *entweder ... oder ...* entspricht, im Sieb.-Sächs. als sieb.-sächs. *oder ... oder ...* auftritt, was angesichts der Tatsache, dass rum. *sau* dt. *oder* entspricht, ebenfalls eine sprachkontaktinduzierte Analogie darstellen dürfte (vgl. Shinohara 2016: 70). Darüber hinaus kann die Konstruktion sieb.-sächs. *auch ... auch ...* nicht nur dem Deutschen, sondern allen germanischen Sprachen als fremd gelten: Die (gegenwarts)deutsche Entsprechung dt. *sowohl ... als auch ...* ist dabei – aus etymologischer Sicht – üblicherweise und wohl schon seit proto-, mindestens aber nordwestgermanischer Zeit nach dem Muster gestaltet, dass sich im Engl. mit engl. *both ... and ...* findet (vgl. dazu des Weiteren etwa altisl. *báðir ... ok ...* (vgl. Baetke 2005: 37) und noch mhd. *beide/beidiu ... unde ...* (vgl. Benecke et al. 1990a: 98), aber auch schwedisch *både ... och ...* (vgl. Langenscheidt-Redaktion 2003: 92)); aus diesem Grund wäre es abwegig, anzunehmen, dass die entsprechende sieb.-sächs. Konstruktion ererbt sein könnte und in den übrigen germanischen Sprachen und Dialekten lediglich geschwunden ist, denn sie lässt sich dort nirgends nachweisen.⁴¹⁶ Shinoharas Erklärung der Konstruktion sieb.-sächs. *auch ... auch ...* als Ergebnis von Sprachkontakt mit dem Rum. ist daher höchst plausibel. Selbiges gilt zudem für die nachweisbare Bedeutungs- und Funktionsanalogie von sieb.-sächs. *auch* zu rum. *și*, die Shinohara ebenfalls auf Sprachkontakt zurückführt.

Wie in der Einleitung bereits dargelegt, geht Shinohara offenbar zu Recht davon aus, dass die Verwendung von sieb.-sächs. *auch* in der Bedeutung ‚und‘ und als Konnektor dem Deutschen gänzlich fremd ist: In allen Sprachstufen des Deutschen⁴¹⁷ lässt sich für dt. *auch* – bzw. dessen Vorformen wie ahd. *ouh* (die als andere Phänotypisierungsmöglichkeit desselben (lexikalischen) sprachlichen Elements aufgefasst werden kann) – eine derartige Verwendung nicht nachweisen.⁴¹⁸ Wendet man sich allerdings dem Protogerm. zu, so ist für die diesbezüglich zu rekonstruierende Vorform protogerm. **auke* (vgl. Kroonen 2013: 42)

⁴¹⁶ Hierbei ist zu beachten, dass die Tatsache, dass diese Konstruktion in den übrigen germ. Sprachen und Dialekten nicht belegt ist, als starkes Indiz dafür gewertet werden kann, dass sie dort nie oder nur sehr selten phänotypisiert worden ist. Ein abschließender Beweis dafür ist dadurch jedoch noch nicht erbracht.

⁴¹⁷ Natürlich mit Ausnahme des Sieb.-Sächs. der Gegenwart.

⁴¹⁸ Allein das „Vaterunser“ des „Weißenburger Katechismus“ (9. Jahrhundert) scheint hierbei zunächst eine mögliche Ausnahme zu sein, dort heißt es: *endi ni gileidi unsih in costunga. auh arlösi unsih fona ubile* (zitiert nach Braune/Ebbinghaus 1994: 34). Allerdings kann die Verwendung von *auh* (als mögliche Variante zu ahd. *ouh* (der „normalisierten“ Form)) hier unter Umständen entweder – wie womöglich auch die Entwicklung im Sieb.-Sächs. – nicht auf Fortführung einer Kontinuität, sondern bis zu einem gewissen Grade auf Sprachkontakt zurückzuführen sein (etwa mit dem Alt-

durchaus eine solche Verwendungsweise wie bei dt. *und* anzunehmen, was sich durch entsprechende Verwendungsweisen in anderen älteren germanischen Sprachen begründen lässt: So findet sich – sieht man von der Konstruktion sieb.-sächs. *auch ... auch ...* einmal ab – eine der sieb.-sächs. Verwendung von sieb.-sächs. *auch* entsprechende etwa bei got. *auk* (vgl. Köbler 1989: 70-71) und in den nordgermanischen Sprachen wie bei altisl. *ok* (vgl. Zoëga 2004: 320-321), mitunter in nordseegermanischen Sprachen wie gelegentlich bei altengl. *éac* (vgl. Bosworth 1964: 223-224) oder altfriesisch *āk* (vgl. Hofmann/Popkema 2008: 7-8), aber eben nicht nachweislich bei ahd. *ouh* (vgl. Schmid 2016: 182-189), mhd. *ouch* (vgl. Benecke et al. 1990b: 449-451) oder altsächsisch *ōk* (vgl. Tiefenbach 2010: 297).

Wenn also protogerm. **auke* in annähernd gleicher Weise wie sieb.-sächs. *auch* gebraucht wurde, jedoch in der Entwicklung vom Protogerm. zum Sieb.-Sächs.⁴¹⁹ zwischenzeitlich – d.h. mindestens in ahd. und mhd. Zeit, also einer

friesischen oder Altenglischen, wo die formalen Entsprechungen zu ahd. *ouh* mitunter auch mit der Bedeutung ‚und‘ fassbar sind (s. weiter unten)) oder aber – und dies erscheint am wahrscheinlichsten – *auh* stellt keine Variante zu ahd. *ouh*, sondern zur Konjunktion ahd. *oh* ‚sondern, aber‘ (vgl. Lühr 2017: 1145) dar, zu der jeweilige Entsprechungen auch in gotischen (*ak*), altsächsischen (*ac/ak*) und altenglischen (*ac*) Zeugnissen des „Vaterunsers“ an entsprechender Stelle zu finden sind (s. dazu für das Gotische Braune/Heidermanns 2004: 190, für das Altsächsische Behaghel 1882: 54 und für das Altenglische Euler 2013: 218). Obgleich sich nicht zweifelsfrei entscheiden lässt, ob *auh* hier ein anderer Ausdruck für dieselbe sprachliche Variable darstellt, wie es die Ausdrücke ahd. *oh* oder ahd. *ouh* tun, erscheint es semantisch als unwahrscheinlich, dass hier die Bedeutung ‚und‘ anzuwenden ist; vielmehr darf – in Anlehnung an historische wie auch gegenwartssprachliche Versionen des „Vaterunsers“ – angenommen werden, dass eher eine Bedeutung wie ‚sondern‘ vorliegt; aus diesem Grund sollte hierbei nicht von einem Beleg für ahd. *ouh/auh* ‚und‘ ausgegangen werden. Zuletzt sei angemerkt, dass sich in anderen ahd. Versionen des „Vaterunsers“ ein diesbezüglich vergleichbarer Sprachgebrauch wie im „Weißburger Katechismus“ nicht findet.

⁴¹⁹ Hierbei sei darauf hingewiesen, dass zwar von einer bedingten Kontinuität des Stratum ausgegangen werden muss, dies aber nicht darüber hinwegtäuschen sollte, dass das Sieb.-Sächs. eben weder in seiner Gesamtheit eine Fortentwicklung des Protogerm. darstellt, noch das Protogerm. sich vollständig und ausschließlich zum Sieb.-Sächs. entwickelte. Die Faktoren Zeit und Raum sind dabei ebenso zu berücksichtigen, wie gesellschaftliche, kulturelle oder soziale Veränderungen in der Zusammensetzung der jeweiligen (aktiven) Sprachgemeinschaft und auch Sprachkontakt kann eine entscheidende Rolle spielen – wie nicht zuletzt die mutmaßlich an das Rum. angelehnten Veränderungen bei sieb.-sächs. *auch* zeigen. Die Komplexität sprachlicher Systeme macht dabei für deren Beschreibung Simplifizierungen notwendig, die hierbei dergestalt interpretiert werden können, als dass behauptet werden kann, dass das Protogerm. zumindest eine signifikante gemeinsame Schnittmenge zum Sieb.-Sächs. aufweist, die etwa höher sein dürfte als z.B. die zwischen Sieb.-Sächs. und dem Protolawischen oder dem Lateinischen.

Zeitspanne, die rund sechshundert Jahre umfasst⁴²⁰ – eine Beschränkung stattfand, wie sie sich noch heute bei dt. *auch* – außer eben im Sieb.-Sächs. – findet, scheint hierauf das Allgemeine Rezessivitätsmuster anwendbar zu sein, meinend, dass die Information der Verwendung von dt. *auch* (bzw. dessen Vorformen) in einer Bedeutung wie dt. *und* sowie gleichfalls als Konnektor in besagter Zwischenzeit rezessiv an den Ausdruck *auch* bzw. dessen Vorformen gekoppelt war, sich dabei also nicht phänotypisch äußerte, obgleich sie dies zuvor (in protogerm. Zeit) und danach (im Sieb.-Sächs.) tat.

Ziehen wir nun dt. *und* mit hinzu, das auch im Sieb.-Sächs. mitunter in der im Gegenwartsdeutschen üblichen Funktion Verwendung findet (s. dazu wiederum Shinohara 2016): Es ist im Sieb.-Sächs. nicht geschwunden, war also mutmaßlich – ähnlich wie sieb.-sächs. *auch* – schon seit jeher, d.h. seit der Ausbildung des Sieb.-Sächs. als Dialekt des Deutschen als Ausdruck im sieb.-sächs. Lexikon der Kollektivebene vorhanden; dabei waren sieb.-sächs. *auch* und sieb.-sächs. *und* wohl zunächst mit jeweils identischen oder zumindest nahezu identischen Inhaltsseiten konventionell verbunden, wie es für die übrigen deutschen Varietäten gelten kann (dies gilt somit auch für die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung inhaltsseitiger Phänotypisierungsmöglichkeiten). Wenn das Sieb.-Sächs. unter dieser Voraussetzung in Sprachkontakt mit dem Rum. tritt, in welchem die Funktionen von sowohl sieb.-sächs. *auch* als auch von sieb.-sächs. *und* gleichermaßen in den konventionellen inhaltsseitigen Informationen von rum. *și* auszumachen sind, so wäre allein auf dieser Datenbasis die Wahrscheinlichkeit, dass etwa die Bedeutung ‚und‘ von rum. *și* ‚und; auch‘ auf sieb.-sächs. *auch* ‚auch‘ übertragen würde, als ebenso hoch einzuschätzen wie die Wahrscheinlichkeit, dass die Bedeutung ‚auch‘ von rum. *și* auf sieb.-sächs. *und* ‚und‘ übertragen würde. Kann es also eine Erklärung dafür geben, dass ausgerechnet sieb.-sächs. *auch* im Rahmen des Sprachkontakts mit weiteren Inhalten verbunden wurde, nicht aber sieb.-sächs. *und*?

Zunächst ist festzuhalten, dass, selbst wenn eine Entwicklungs-, d.h. Phänotypisierungswahrscheinlichkeit geringer ist als eine zweite, erstere natürlich dennoch realisiert werden kann (dies würde nur dann nicht gelten, wenn die entsprechende Entwicklungs- bzw. Phänotypisierungswahrscheinlichkeit o wäre). Da wir aber auch auf der Suche nach rezessiver Information in Sprache letztlich allein den sprachlichen Phänotyp als Ausgangspunkt für unsere Unter-

⁴²⁰ Siehe dazu etwa Bergmann et al. 2016: 19f, wobei man natürlich allgemeiner Datierungsschwierigkeiten sowie der Tatsache, dass Übergänge zwischen aufeinanderfolgenden historischen Sprachzuständen fließend sind, eingedenk bleiben sollte, worauf Bergmann et al. dort ebenfalls hinweisen.

suchungen zur Verfügung haben, lohnt es sich, die tatsächlich eingetretene Veränderung – die eben sieb.-sächs. *auch* und nicht sieb.-sächs. *und* betrifft – zumindest als Arbeitshypothese als die Variante einzustufen, die wohl die höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aufgewiesen haben dürfte. Nun gilt es zu fragen: Gibt es Indizien, die dafür sprechen, dass sieb.-sächs. *auch* eher die Bedeutung ‚und‘ von rum. *și* übernommen haben könnte, als sieb.-sächs. *und* die Bedeutung ‚auch‘ von rum. *și*, dass also die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für Ersteres höher war als die für Zweiteres?

Tatsächlich kann man hierbei die Geschichte des Ausdrucks dt. *auch* Erkenntnis bringend heranziehen, in der, wie bereits gesehen, die Bedeutung und Funktion, die heute dt. *und* konventionell trägt, einst durchaus schon vorhanden gewesen sein dürfte. Die Belege aus dem Gotischen, den nordgermanischen und teilweise sogar älteren nordseegermanischen Sprachen, legen in der Tat die Vermutung nahe, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für die Phänotypisierungsmöglichkeit des Ausdrucks *auch* und dessen ausdrucksseitigen Kognaten bzw. genetischen Entsprechungen gemeinsam mit inhaltsseitiger Information, die eine Semantik und Funktion, wie sie in dt. *und* vorliegt, aufweist, als relativ hoch einzuschätzen ist.

Da die Verbindung von Ausdrucks- und Inhaltsseite zunächst arbiträr ist, ergibt sich diese offensichtlich über einen Zeitraum von mindestens zweitausend Jahren gültige (und relevante) Phänotypisierungsmöglichkeit (samt deren relativ hohen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit) wohl aus der Position des Zeichens als sprachliches Element im Sprachsystem, die über die Individualebenen in Form einer Konvention an eine Kollektivebene vermittelt ist (und umgekehrt). Die Diskontinuität, die für die Bedeutung ‚und‘ in diesem Zeitraum für die Entwicklung von protogerm. **auke* zu sieb.-sächs. *auch* anzunehmen ist, deutet wiederum darauf hin, dass die Bedeutung ‚und‘ sowie die damit verbundene Konnektorfunktion für den entsprechenden Ausdruck zwischenzeitlich über einen Zeitraum rezessiv gespeichert blieb, der groß genug ist, dass angenommen werden muss, dass kein Individuum, das den Ausdruck in der Funktion, wie sie bei dt. *und* vorliegt, phänotypisiert hatte (etwa zu proto- oder nordwestgerm. Zeit), zeitgleich mit einem Individuum lebte, das eine derartige Phänotypisierung neuerlich (d.h. im Sieb.-Sächs.) hervorbrachte. Diese rezessiv gespeicherte Information, d.h. die Phänotypisierung der entsprechenden Phänotypisierungsmöglichkeit, darf aufgrund der Datenlage als wahrscheinlicher eingeschätzt werden, als die Phänotypisierungsmöglichkeit von sieb.-sächs. *und* mit der Bedeutung ‚auch‘, das etymologisch (diachron) und komparatistisch betrachtet keine vergleichbare Schnittmenge mit ‚auch‘ aufweist, wie es für sieb.-sächs. *auch* zu

,und‘ gilt (so ist für dt./sieb.-sächs. *und* ursprünglich wohl eher eine adversative Bedeutung zu veranschlagen (vgl. Kluge 2011: 941)).

Es ist also abschließend festzuhalten, dass für die Entwicklung von protogerm. **auke* ‚und; auch‘ über ahd. *ouh* bzw. mhd. *ouch* ‚auch‘ zu sieb.-sächs. *auch* ‚und; auch‘ durchaus ein Allgemeines Rezessivitätsmuster als Erklärungsmodell herangezogen werden kann. Die Annahme, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit auch in den übrigen Varietäten des Gegenwartssprachdeutschen für eine Phänotypisierung von dt. *auch* ‚und‘ höher ist als von dt. *und* ‚auch‘ lässt sich bei diachroner Betrachtung mithilfe des Rezessivitätsmodells plausibel machen. Natürlich sind sich die (konventionellen) Inhaltsseiten von dt. *und* und dt. *auch* relativ ähnlich, sodass eine eindeutige Unterscheidung in semantischer Hinsicht nicht immer leicht ist (so zeigen es etwa auch die beiden Varianten unter [4]); doch wer möchte behaupten, dass die besagte unübliche Phänotypisierung von dt. *auch* in [4] eine signifikant niedrigere Wahrscheinlichkeit aufweist als es bei dt. *und* in [5] der Fall ist:

[4] Dt. **Ich lese Brecht auch Kafka.* (Anstatt: *Ich lese Brecht und Kafka.*)

[5] Dt. **Und deiner Mutter habe ich erzählt, dass du mich belogen hast.* (Anstatt: *Auch deiner Mutter habe ich erzählt, dass du mich belogen hast.*)

Während dt. *auch* aufgrund seiner Position im (gegenwarts)deutschen Sprachsystem die Funktion von dt. *und* übernehmen kann, ohne semantisch Verwirrung zu stiften, gilt dies umgekehrt nicht in vollem Umfang: So impliziert die zweite Variante von [5] (jene mit dt. *auch* statt dt. *und*), dass mindestens eine weitere Person zusätzlich zu *deiner Mutter*, informiert wurde, *dass du mich belogen hast*, wogegen erstere tatsächlich eine adversative Lesart zumindest möglich macht: Der Sprecher könnte hierbei eine beliebige sprachliche Äußerung wie dt. *Deinem Vater habe ich gesagt, du hättest die Wahrheit gesagt.* oder dt. *Der Mond ist aufgegangen.* vorausschicken, ohne dass es auf der (morpho)syntaktischen Ebene zu Abweichungen von sprachlichen Konventionen des Lexikons der Kollektivebene der Sprachgemeinschaft des (Gegenwarts)Deutschen kommen würde, selbst wenn die Semantik des Satzes einen Rezipienten im Unklaren ließe, wie beide Aussagen (außersprachlich) miteinander verbunden sind. Nichtsdestoweniger sind jeweils beide Sätze unter [4] und [5] als Phänotypisierungsmöglichkeiten anzunehmen, die ausgehend davon mittelfristig tatsächlich zu einer Lexikalisierung des unkonventionellen Gebrauchs von dt. *auch* bzw. dt. *und* führen könnten.

Es kann also angenommen werden, dass die von Shinohara (2016) beschriebenen inhaltsseitigen Veränderungen zum Ausdruck sieb.-sächs. *auch* durch vorhandene rezessive Information – d.h. eine vorhandene, vom konventionalisierten Gebrauch im Dt. abweichende Phänotypisierungsmöglichkeit – begünstigt

wurden. Es sei darauf hingewiesen, dass dies Shinoharas Annahme, diese Veränderungen seien auf Sprachkontakt mit dem Rum. zurückzuführen, in keiner Weise widerspricht: Verneint wird lediglich, dass dieser Sprachkontakt die einzige Ursache dafür ist (was Shinohara in ihrer Arbeit aber auch nirgends behauptet); stattdessen wird der Sprachkontakt und der diesbezügliche Einfluss von rum. *și* als ein die Verteilung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten der verschiedenen Phänotypisierungsmöglichkeiten von sieb.-sächs. *auch* modifizierender Faktor begriffen, der insbesondere die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine Übernahme der Bedeutung ‚und‘ sowie der Konnektorfunktion durch sieb.-sächs. *auch* signifikant erhöht haben dürfte.

Diese Fusion des Erklärungsansatzes von Shinohara mit dem probabilistischen Rezessivitätsmodell ist also geeignet, auf der Basis von Wahrscheinlichkeitsverteilungen zu erklären, weshalb (1.) sieb.-sächs. *auch* besagten Veränderungen unterlag,⁴²¹ die (2.) in den übrigen deutschen Varietäten nicht zu beobachten sind,⁴²² und weshalb (3.) nicht sieb.-sächs. *und*, sondern allein sieb.-sächs. *auch* die entsprechenden inhaltsseitigen Informationen von rum. *și* im Zuge des Sprachkontakts übernommen hat.⁴²³ Gleichzeitig macht der probabilistische Ansatz deutlich, dass die entsprechende Entwicklung von sieb.-sächs. *auch* nicht alternativlos war; aufgrund der Datenlage, ist jedoch davon auszugehen, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der tatsächlich nachweisbaren Entwicklung besonders hoch war bzw. ist.⁴²⁴

⁴²¹ Die (erste Teil-)Erklärung hier ist also: Die entsprechende Veränderung war bereits zuvor als Phänotypisierungsmöglichkeit (rezessiv) veranlagt.

⁴²² Die (zweite Teil-)Erklärung hier: Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für besagte Veränderung wurde allein im Sieb.-Sächs. aufgrund des Sprachkontakts mit dem Rum. (und eben rum. *și*) signifikant erhöht.

⁴²³ Die (dritte Teil-)Erklärung hier: Die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für die entsprechenden Veränderungen ist bei sieb.-sächs. *auch* höher als bei sieb.-sächs. *und*.

⁴²⁴ Es sei ferner auf die Auffälligkeit hingewiesen, dass, wenn man das Rum. als romanische Sprache mit dem Lateinischen vergleicht, lat. *et* ‚und; auch‘ im Rum. offenbar keine etymologische Entsprechung aufweist; stattdessen führt die Konstruktion rum. *și ... și ...* wohl ausdrucksseitig ein lat. *sī ... sī ...* ‚entweder ... oder ...‘ (als Reduktion des gleichbedeutenden lat. *sive ... sive ...*) fort (vgl. zum Lat. Baier 2013b: 4384 u. 4423), inhaltsseitig aber offensichtlich lat. *et ... et ...* ‚sowohl ... als auch ...‘ (vgl. zum Lat. wiederum Baier 2013a: 1905) (wie es ähnlich ebenso für ital. *sia ... sia ...* ‚sowohl ... als auch ...‘ zu gelten scheint (s. lexikografisch Giacomina/Kolb 2014: 2367)). Weiterführend wäre eine Anwendung des Rezessivitätsmodells auf Konnektoren in den indoeuropäischen Sprachen ein lohnendes Ziel für kommende Arbeiten, die uns somit mehr über sprachliche Elemente und deren Funktion innerhalb des Systems verraten könnten, was die Nützlichkeit des in dieser Arbeit dargelegten Ansatzes für die Linguistik einmal mehr unterstreicht.

3.2 – Die Konventionalisierung des *werden*-Futurs in der Sprachgemeinschaft des Deutschen

Die Herkunft des *werden*-Futurs im Deutschen ist in der Linguistik höchst umstritten und wurde in zahlreichen Arbeiten mit sehr unterschiedlichen Erklärungsansätzen untersucht (s. etwa Diewald/Habermann 2005, Kleiner 1925, Leiss 1985, Saltveit 1957 u. 1962, Schmid 2000, Weinhold 1883, Westvik 2000 und Wilmanns 1906). Bemerkenswert ist zweifelsohne, dass das *werden*-Futur offenbar erst ab dem 13. Jahrhundert seine Durchsetzung auf der Kollektivebene des Deutschen begann und Belege für die Zeit davor nur vereinzelt und für gewöhnlich unsicher sind (vgl. Westvik 2000: 235-240); allerdings findet sich bereits bei Otfrid von Weissenburg eine derartige Konstruktion für das 9. Jahrhundert belegt,⁴²⁵ obgleich zu berücksichtigen ist, dass bei vielen der wenigen Belege vor dem 13. Jahrhundert und mitunter auch noch danach – anders als in späterer Zeit und in der Gegenwart – auf die flektierte Form von mhd./nhd. *werden* bzw. ahd. *werdan* nicht der Infinitiv des futurisch auszudrückenden Verbs folgt, sondern dessen Partizip Präsens (vgl. Westvik 2000: 236).⁴²⁶ Ziel der folgenden Analyse ist es nicht, eine weitere Abwägung bisheriger Theorien zur Entstehung des *werden*-Futurs zu unternehmen, sondern sie alle um die Vorstellung rezessiver Information in Sprache zu ergänzen, sodass schließlich die Annahme, das *werden*-Futur sei seit mindestens ahd. Zeit primär rezessiv im Sprachsystem verankert gewesen, deutlich machen wird, dass es eben nicht notwendigerweise einer monogenetischen Erklärung zum Ursprung dieser Konstruktion im Deutschen bedarf, wie sie etwa von Elisabeth Leiss und Hans Ulrich Schmid, die jeweils ein bestimmtes Verbreitungsgebiet des *werden*-Futurs als Ursprungsregion annehmen, suggeriert wird (s. Leiss 1985 u. Schmid 2000). Explizit nicht von Monogenese gehen wiederum auch schon Gabriele Diewald und Mechthild Habermann (2005) aus.

Verschaffen wir uns zunächst aber einen knappen Überblick über die bisherige Forschung. Olaf Jansen Westvik, der sich umfassend und kritisch damit auseinandergesetzt hat, erkennt die relevanten Arbeiten als in sechs Theorien einteilbar, denen er zur besseren Unterscheidung auch jeweils einen Namen bzw. Titel beibringt (s. Westvik 2000).

⁴²⁵ So heißt es etwa: *Suntar thaz gescrib min uuiridit bezira sin* (Otfrid V, 25,45) (zitiert nach Braune/Ebbinghaus 1994: 126).

⁴²⁶ So heißt es etwa bei Berthold von Regensburg: *sô wird dîn eigen kint dich verfluchende* (Berthold 471,23) (zitiert nach Lexer 1878: 776).

Die erste, älteste und gleichsam lange Zeit höchst populäre Theorie ist die „Abschleifungstheorie“ nach Karl Weinhold (1883). Sie ist dabei die einzige auf einem phonologischen Ansatz fußende Theorie, die die unterschiedlichen belegten futurischen Konstruktionen mit dt. *werden* harmonisiert (die übrigen diesbezüglichen Theorien verfolgen Ansätze syntaktischer Natur) (vgl. Westvik 2000: 237): Ihr zufolge ist die Konstruktion von *werden* + Infinitiv als *werden* + Partizip Präsens entstanden, wobei die Endung des Partizips Präsens mhd. *-ende* allmählich zu *-en* abgeschliffen wurde, sodass das Partizip schließlich nicht mehr als solches zu erkennen ist, sondern formal dem Infinitiv entspricht (s. Weinhold 1883: 397 u. zusammenfassend Westvik 2000: 237). Unter Verweis auf die Arbeit von Mathilde Kleiner (1925) und deren Aussagen zur etwaigen Abschleifung des Dentals, nach der höchstens für das Niederdeutsche von einer Abschleifung gesprochen werden könnte und insbesondere für das Oberdeutsche davon keine Rede sein kann (vgl. dazu auch Westvik 2000: 238), stellen Diewald und Habermann (2005) fest, dass dieser Ansatz heute als widerlegt gelten muss; vielmehr ist von einem Nebeneinander beider Konstruktionen auszugehen, die demnach bestenfalls durch Verdrängung, nicht aber durch Dentalabschleifung aufgehoben wurde (vgl. Diewald/Habermann 2005: 237).⁴²⁷

Die zweite Theorie ist die „Autonomietheorie“ nach Laurits Saltveit, der zufolge die „Verbindung *werden* + Partizipium Präsens mit ursprünglicher Inchoativfunktion[,] aus der später die Zukunftsbedeutung hervorgegangen sei, und die Verbindung *werden* + Infinitiv, für die ursprünglich modale Bedeutung charakteristisch gewesen wäre“ (Westvik 2000: 236), unabhängig voneinander entstanden sind und bestanden haben, ehe es zu einer formalen, d.h. ausdrucksseitigen Vereinigung bzw. Verschmelzung, d.h. einem Formzusammenfall kam (vgl. zusammenfassend Westvik 2000: 236).

Der dritte Ansatz lässt sich als „Konfusionstheorie“ fassen und geht auf Mathilde Kleiner (1925) zurück, nach der der flektierte Infinitiv und das Partizip Präsens im Mhd. zunehmend miteinander verwirrt worden seien, was schließlich zur Konfusion der beiden konkurrierenden futurischen *werden*-Konstruktionen geführt habe (vgl. Kleiner 1925 u. zusammenfassend Westvik 236f).

Eine vierte Theorie lässt sich als „Analogietheorie“ bezeichnen und geht unter anderem auf Wilhelm Wilmanns (1906) und Otto Behaghel (1924) zurück: Dabei wird in der Konstruktion aus *werden* + Infinitiv eine Analogiebildung zu Verben,

⁴²⁷ Würde man dennoch der Abschleifungstheorie folgen wollen, so ließe sich für sie gemäß des Rezessivitätsmodells und dessen probabilistischen Ansatzes formulieren, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für eine Endung *-ende* allmählich zugunsten derer für *-en* abnahm, wobei beide Endungen unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten desselben sprachlichen Elements bzw. unterschiedliche Werte derselben Variablen darstellen würden.

die wie dt. *werden* eine ingressive oder inchoative Bedeutung aufweisen, die ebenfalls mit einem jeweils nachfolgendem Infinitiv auftraten (so etwa ahd. *bi-ginnan* oder ahd. *gistantan*), gesehen (vgl. etwa Behaghel 1924: 260-263 u. 310f sowie Wilmanns 1906 u. zusammenfassend Westvik 2000: 237). In Anlehnung an die Abschleifungstheorie wird dabei mitunter auch von einer Begünstigung der Ausbreitung dieser Konstruktion durch den Verfall der Endung des Partizip Präsens ausgegangen (vgl. Westvik 2000: 237 bzw. Wilmanns 1906: 177f). Die Analogietheorie kann – von letzterem abgesehen – noch immer als plausibler Ansatz betrachtet werden, den unter anderem Schmid (2000) sowie Diewald und Habermann (2005) wieder aufgreifen (vgl. Schmid 2000: 13-16 u. Diewald/Habermann 2005: 237f).

Die fünfte Theorie, die „Kontaminationstheorie“ nach Hans Ulrich Schmid (2000), verfolgt einen ähnlichen Ansatz wie die Analogietheorie und ließe sich wohl auch mit dieser harmonisieren; Schmid nimmt an, dass Modalverben mit Infinitiv die Herausbildung der Konstruktion von *werden* + Infinitiv begünstigt haben oder gar ausschlaggebend dafür gewesen sind (vgl. Schmid 2000: 13-16). Dabei geht er davon aus, dass dieser Prozess im oberdeutschen Raum seinen Anfang nahm und sich von dort auszubreiten begann (vgl. Schmid 2000: 13).

Als sechste und letzte Theorie begreift Westvik die „Interferenztheorie“ nach Elisabeth Leiss (1985), die als einzige keinen stratumsinternen Ansatz vertritt (vgl. Westvik 2000: 237), da sie Sprachkontakt, also stratumsexterne Faktoren, zur Erklärung heranzieht: Sie geht von einer strukturellen Entlehnung aus dem Alttschechischen aus, in dem mit alttschechisch *budu* + Infinitiv eine vergleichbare Konstruktion zum Ausdrücken des Futur vorliegt (s. Leiss 1985 u. zusammenfassen Westvik 249f). Die Verbreitung des *werden*-Futurs im Deutschen habe demnach über die gesprochene Sprache von Bilingualen ihren Anfang genommen und sei im ostmitteldeutschen Raum an der Sprachgrenze zum Tschechischen zu verorten (vgl. Leiss 1985: 271 u. Diewald/Habermann 2005: 239). Nicht nur aufgrund mangelnder eindeutig datierbarer Belege, die die Ermittlung einer Entlehnungsrichtung auf ausreichender Datenbasis verhindern (vgl. Westvik 2000: 259), sondern auch weil das „Tschechische [...] keine Prestigesprache [war], was die Entlehnung einer so zentralen grammatischen Konstruktion unwahrscheinlich macht“ (Nübling et al. 2006: 230), wird auch der Ansatz dieser Theorie heute kaum mehr verfolgt.⁴²⁸

⁴²⁸ Würde man Leiss dennoch folgen und das deutsche *werden*-Futur als Entlehnung aus dem Alttschechischen begreifen, so ließe sich diese Konstruktion für die Zeit vor der Entlehnung, in der das alttschechische Pendant bereits bestand, als – aus der Perspektive des dt. Stratums – stratumsextern rezessiv gespeichert begreifen. Die Aufnahmefähigkeit des Deutschen für besagte Konstruktion legt dabei nahe, dass man das *werden*-Futur zudem auch stratumsintern als rezessiv gespeichert betrachten

Für unsere Untersuchung ist eine endgültige Abwägung all dieser Theorien nicht von Relevanz, schon weil beispielsweise Autonomie- und Konfusionstheorie durch den probabilistischen Ansatz, der hier verfolgt wird, dahingehend neutralisiert werden, dass beide versuchen das Nebeneinander des futurischen *werden* + Infinitiv und *werden* + Partizip Präsens zu erklären, welches probabilistisch als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten derselben Variablen begriffen werden kann, sodass sich die beiden genannten Theorien nur hinsichtlich ihrer etwaigen Aussagen zur Verteilung der jeweiligen Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten unterscheiden können. Tatsächlich relevante Aussagen zur Genese des *werden*-Futurs im Dt. bieten allein die Analogie- bzw. Kontaminationstheorie und die Interferenztheorie an, von denen nach gegenwärtigem Kenntnisstand nur die beiden ersteren plausibel erscheinen, wie soeben bereits dargelegt und jeweils begründet wurde.

Diese beiden Theorien gehen davon aus, dass sich das *werden*-Futur in Anlehnung an zuvor stratumintern bestehende Konstruktionen aus einem finiten Verb mit Infinitiv herausgebildet hat. Wenn dem so ist, so muss für die Zeit unmittelbar vor dem erstmaligen phänotypischen Auftreten des *werden*-Futurs selbiges als rezessiv im Dt. gespeichert verstanden werden: Entweder es war inhaltsseitig dem Ausdruck mhd./nhd. *werden* bzw. ahd. *werdan* anhaftend – also primär rezessiv – gewesen oder aber die entsprechenden inhaltsseitigen Informationen mussten zunächst von der bzw. den als Vorbild fungierenden Konstruktion bzw. Konstruktionen auf mhd. *werden* (bzw. ahd. *werdan*) übertragen werden (dann wäre das *werden*-Futur diesbezüglich zunächst sekundär rezessiv gewesen).

Ein Blick in die Etymologie von dt. *werden* macht ersteres plausibler: Der Ausdruck geht auf protoindoeuropäisch **uért-e-* ‚wenden‘ zurück und wurde wohl in protogermanischer Zeit um die Bedeutung ‚entstehen‘ erweitert, was eine Grammatikalisierung in einer Konstruktion mit inchoativer oder ingressiver Bedeutung⁴²⁹ und in letzter Konsequenz gar einen davon nicht immer klar scheidbaren futurischen Gebrauch prinzipiell ermöglicht haben dürfte (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 137, Kluge 2011: 982f, Kroonen 2013: 581f u. Nübling et al. 2006: 228f). Dieser Umstand lässt sich nun so interpretieren, dass mit der kon-

muss, sodass der behauptete Einfluss des Sprachkontakts in Form einer Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit einer ohnehin im Dt. bereits rezessiven sprachlichen Information zu verstehen ist.

⁴²⁹ Die attributiv verwendeten Termini *inchoativ* und *ingressiv* bringen beide zum Ausdruck, dass ein Vorgang im Beginnen begriffen ist (vgl. Glück 2010: 282 u. 290) (auf die Erläuterung kleinerer Abweichungen in der Bedeutung beider Termini kann hier verzichtet werden).

ventionellen Zuordnung von beispielsweise ‚entstehen‘, ‚stattfinden‘ oder weiteren inchoativen bzw. ingressiven Bedeutungen zum Ausdruck dt. *werden* (bzw. dessen Vorformen) eine rezessive Veranlagung zum Gebrauch dieses Ausdrucks in einer Konstruktion mit futurischer Bedeutung einherging, d.h. die Phänotypisierungsmöglichkeit dazu wurde somit mit relevanter Phänotypisierungswahrscheinlichkeit gegeben. Dies macht aber noch keine Aussage den genauen Wert der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit dieser Phänotypisierungsmöglichkeit und diese kann angesichts der Tatsache, dass sich ein Futur mit *werden* bzw. dessen jeweiligen genetisch verwandten Entsprechungen allein im Dt. herausgebildet hat, als zwar relevant, aber (zunächst) gering eingestuft werden (d.h. es gibt wenige deutlich dominierendere Phänotypisierungsmöglichkeiten und viele die deutlich unwahrscheinlicher sind): Obgleich das Aufkommen der entsprechenden Phänotypisierungsmöglichkeit in vordeutsche, mutmaßlich gar protogermanische Zeit zu datieren ist, finden sich in den übrigen germanischen Sprachen, die sehr wohl vergleichbare analytische Futurkonstruktionen hervorgebracht haben (man denke etwa an das engl. *will*-Future oder die Konstruktionen mit einer Form von schwedisch *skola* mit Infinitiv im Schwedischen), keine Futurkonstruktionen mit einer ausdrucksseitig bzw. etymologisch verwandten Entsprechung zu dt. *werden*.

Nichtsdestoweniger ist etwa in der inchoativen Bedeutung von ahd. *werdan* bzw. mhd. *werden* der entscheidende Faktor zu sehen, der die Entwicklung des *werden*-Futurs begünstigt hat.⁴³⁰ Wir wollen daher – etwa Diewald und Habermann (2005) folgend – die Entstehung des *werden*-Futurs per se systemintern, d.h. stratumsintern begreifen, indem wir das Aufkommen inchoativer oder ingressiver Bedeutung für dt. *werden* bzw. dessen Vorformen als Charakteristikum auffassen, das „das Verb *werden* zu einem guten Kandidaten für die Grammatikalisierung zum Futurmarker“ (Diewald/Habermann 2005: 238) gemacht hat. Neben dieser Grundvoraussetzung wurde *werden* dabei wohl durch die Tatsache begünstigt, dass es bereits vor seiner Grammatikalisierung als Futurauxiliar in anderen Konstruktionen wie beispielsweise dem *werden*-Passiv grammatikalisiert worden war (vgl. Diewald/Habermann 2005: 238). So kann letzteres ab dem 12., spätestens aber dem frühen 13. Jahrhundert als grammatikalisiert bzw. lexi-

⁴³⁰ Diese Einschätzung scheint zumindest in der neueren Forschung auf Konsens zu beruhen, obgleich dies dabei zum Teil nur angedeutet und nicht weiterverfolgt wird (s. etwa Diewald/Habermann 2005: 237, Fleischer/Schallert 2011: 139f, mitunter auch schon bei Wilmanns 1906: 177f u. Behaghel 1924: 261f u. 310f), auch fehlt eine Beurteilung dieses Sachverhalts als Veranlagung oder rezessive Information genauso wie eine möglicherweise terminologisch abweichende Umschreibung all dessen, was hier im Rahmen des Rezessivitätsmodells ergänzt werden soll.

kalisiert (also im Lexikon der Kollektivebene der Sprachgemeinschaft des damaligen Deutschen verankert) gelten (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 136) – also rund einhundert Jahre vor der Grammatikalisierung bzw. Lexikalisierung des *werden*-Futurs in mindestens einer Varietät des Deutschen (d.h. einer Kollektivebene) um bzw. ab 1300 (vgl. Westvik 2000: 249). Bemerkenswert ist dabei, dass die ältesten gesicherten Belege für das *werden*-Passiv aus dem 9. Jahrhundert stammen (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 133), die Beleglage also auf ein etwa zeitgleiches Erstauftreten von *werden*-Passiv und *werden*-Futur hindeutet, zumindest dann, wenn man die umstrittenen ahd. Belege des *werden*-Futurs tatsächlich als solche beurteilt.

An dieser Stelle muss noch einmal auf die Termini *Grammatikalisierung* und *Lexikalisierung* und darauf, wie wir sie hier gebrauchen wollen,⁴³¹ eingegangen werden: Ersteres haben wir bereits in einer Fußnote – Heine und Kuteva (2005) folgend – als Prozess (oder auch nur dessen Ergebnis), der dazu führt, dass ein Ausdruck desemantisiert wird (also die ursprünglich mit ihm verbundene Bedeutung verliert oder generalisiert), extensiert wird (also in neuen Kontexten Verwendung findet) und im Zuge dessen eine grammatische Funktion übernimmt, definiert (vgl. dazu Heine/Kuteva 2005: 80). *Lexikalisierung* wiederum wurde als Prozess, der dazu führt, dass ein sprachliches Zeichen im Lexikon einer Kollektivebene oder auch nur dem Mentalen Lexikon eines Individuums bzw. bestimmten einzelnen Sprachverarbeitungssystemen (d.h. eine Individualebene betreffend) (0-gradig rezessiv, primär rezessiv oder gerade phänotypisch) verankert wird, begriffen, wobei wir – gemäß der bisherigen Darlegungen, insbesondere in der Einleitung – auch kompositionelle Ausdrücke wie syntaktische Konstruktionen als sprachliche Zeichen verstehen.⁴³² Beide Termini können daher grundsätzlich sowohl auf Phänomene von Individual- als auch von Kollektivebenen bezogen werden; Grammatikalisierungen sind allerdings schon aus Gründen der teils schwierigen Nachweisbarkeit von beispielsweise Desemantisierung in der Praxis linguistischer Forschung durchaus oft an die Beobachtbarkeit von Entwicklungen auf Kollektivebenen gebunden,⁴³³ dennoch sind die beiden besagten

⁴³¹ Etwaige Abweichungen zum gemeinhin üblichen Gebrauch der Termini in der Linguistik werden in Kauf genommen.

⁴³² Theoretisch könnten also auch ganze Sätze oder gar Texte lexikalisiert werden, was in der Praxis natürlich nicht geschieht; dass die Möglichkeit dazu bestünde belegen aber etwa Phraseme.

⁴³³ Wer wollte etwa aufgrund eines einzelnen Belegs eines vermeintlichen *werden*-Futurs bei einem Schreibers des 12. Jahrhunderts davon ausgehen, dass dieser mhd. *werden* in seinem Mentalen Lexikon bereits in desemantisierter Form gespeichert hatte? Hier bedürfte es einer Vielzahl von *werden*-Belegen desselben Schreibers oder

Termini voneinander zu trennen: Wenn wir unter Lexikalisierung prinzipiell eine Verankerung eines sprachlichen Elements in einem Lexikon verstehen, so ist, da sich natürlich auch Grammemen als sprachliche Elemente begreifen lassen, unter einer Grammatikalisierung ein bestimmter Fall von Lexikalisierung zu verstehen, wobei wir dennoch passender und allgemeiner von *Konventionalisierung* sprechen sollten.

Wir können also die Belege des *werden*-Passivs und -Futurs aus dem 9. Jahrhundert, sofern wir sie als solche akzeptieren, als Anzeichen einer (beginnenden) Grammatikalisierung begreifen, die im Falle des Passivs wohl schon im 12. Jahrhundert zu einer Konventionalisierung der entsprechenden grammatischen Konstruktion geführt haben, im Falle des Futurs jedoch erst später, d.h. frühestens ab 1300, zumindest aber im Laufe des 14. Jahrhunderts (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 138 u. Westvik 2000: 249). Die Inchoativbedeutung von ahd. *werdan* bzw. mhd. *werden* ist als Ausgangspunkt einer Polygrammatikalisierung zu betrachten (vgl. Nübling et al. 2006: 227),⁴³⁴ die sich dabei nicht in all diesen Grammatikalisierungs- und den sie betreffenden Konventionalisierungsprozessen gleich schnell vollzogen hat.

Obgleich die ahd. Belege des *werden*-Futurs mitunter nicht als solche akzeptiert wurden, gibt es keinen Grund, sie nicht als inchoativ zu betrachten, und solchen wie Otfrid V, 25,45 (*Suntar thaz gescrib min uuirdit bezira sin* (zitiert nach Braune/Ebbinghaus 1994: 126)) kann eine futurische Lesart selbst aus zweifelnder Perspektive kaum in voller Gänze abgesprochen werden. Die futurische Funktion in derartigen Belegen mag also nicht immer dominant gewesen sein, ist aber ebenso wenig vollständig zu leugnen. Wenn man daher nicht von einer Kontinuität des futurischen Gebrauchs von *werden* + Infinitiv seit ahd. Zeit ausgehen möchte – was angesichts der unvollständigen, teils nur bruchstückhaften Überlieferungslage des Deutschen des frühen und hohen Mittelalters durchaus begründet werden könnte –, so lässt sich dennoch die Konstruktion als solche

aber eine Vielzahl von *werden*-Belegen anderer Mitglieder derselben Sprachgemeinschaft, die ebenfalls futurisch anmuten, um eine aussagekräftige Überprüfung durchführen zu können.

⁴³⁴ Mit der inchoativen Bedeutung wurde wohl zudem eine Subjektivierung von dt. *werden* (bzw. dessen Vorformen) eingeleitet – d.h. *werden* wurde zum Beispiel gebraucht, „wenn ein Sprecher nicht die Fakten beschreibt, sondern seinen Glauben oder seine Überzeugungen darüber, wie sich eine Situation darstellt, zum Ausdruck bringen möchte. Die Subjektivierung tritt ein, wenn der Sprecher aufgrund seiner Vermutung oder seiner Überzeugung davon ausgeht, dass eine Situation eintreten wird“ (Szczepaniak 2011: 181). Derartige Subjektivierungen könnten ebenfalls eine Rolle in der weiteren Entwicklung hin zur Grammatikalisierung und Konventionalisierung des *werden*-Futurs gespielt haben (vgl. Szczepaniak 2011: 181).

samt ihres futurischen Bedeutungsaspekts – wie gering oder gewichtig man diesen auch einschätzen mag – zwischenzeitlich als (primär) rezessiv im Sprachsystem des damaligen Deutschen verankert betrachten. Daraus ergibt sich wiederum die Beobachtbarkeit eines Allgemeinen Rezessivitätsmusters: Der zumindest in Teilen futurische Gebrauch einer Konstruktion *werden* (bzw. *werdan*) + Infinitiv im Ahd. bleibt in der Folge offenbar über einen längeren Zeitraum hinweg rezessiv, ehe er ab dem 12. bzw. 13. Jahrhundert wieder Phänotypisierungen erfährt und sich zu konventionalisieren beginnt. In diesem Zusammenhang spielt es keine Rolle, wie regelmäßig eine solche Phänotypisierung schon in ahd. Zeit erfolgt ist, sofern dies überhaupt einmal geschehen ist, wovon man, wie gesehen, wohl auszugehen hat.

Die im Mhd. nachweisbaren Belege für futurisch gebrauchtes *werden* + Partizip Präsens sind dabei als andere Phänotypisierungsmöglichkeit desselben sprachlichen Elements wie *werden* + Infinitiv betrachtbar oder zumindest sind, wenn man beide Konstruktionen als Konglomerat mehrerer sprachlicher Elemente begreift, einzelne dieser Elemente identisch – dies betrifft etwa sowohl inhaltsseitige Informationen, wie die futurische Bedeutung, als auch ausdrucksseitige, wie das jeweilige Auftreten einer *werden*-Form.⁴³⁵ Diese identischen

⁴³⁵ „Nach Behaghel (1924:383) wird mit dieser Konstruktion [aus *werden* + Partizip Präsens] das Eintreten eines Zustandes oder einer Handlung bezeichnet. Das kann [...] auch bei einer Präterialform der Fall sein“ (Fleischer/Schallert 2011: 140). Fleischer und Schallert weisen ferner darauf hin, dass „bei einer Verbindung von einem Partizip [Präsens] mit einer Präsensform von *werden* aufgrund der Semantik dieses Verbs automatisch Zukunftsbedeutung vorliegt“ (Fleischer/Schallert 2011: 140), sodass bei einer Betrachtung der beiden *werden*-Konstruktionen (mit Infinitiv und mit Partizip Präsens) gemäß der Terminologie des Rezessivitätsmodells als Konglomerat mehrerer Variablen eine Schnittmenge (bzw. Variablen-Identität) mindestens hinsichtlich des *werden*-Teils des Ausdrucks sowie der futurischen Bedeutungskomponente, die auch inchoativen Bedeutungen anhaften kann, bestünde; ob das Partizip Präsens und der Infinitiv in diesem Zusammenhang als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten eines weiteren sprachlichen Elements zu interpretieren sind, hängt insbesondere davon ab, wie hoch man den möglichen semantischen Unterschied zwischen beiden denkbaren Konstruktionen einschätzt. Grundsätzlich erscheint es sinnvoll, das *werden*-Futur als ein aus zwei sprachlichen Elementen bestehendes Grammem zu begreifen: Das erste Element des Grammems ist dabei als Form eines zumindest ursprünglich inchoativen bzw. ingressiven, mitunter gar modalen Verbs zu verstehen (vielleicht sind sogar weitere Alternativen grundsätzlich möglich), die im Dt. für gewöhnlich einer Form von dt. *werden* entspricht; das zweite Element wird im Dt. heutzutage für gewöhnlich durch eine Infinitivform realisiert, kann aber, wie der Blick in die Sprachgeschichte gezeigt hat, prinzipiell auch durch ein Partizip Präsens realisiert werden. Hierbei ist zu beachten, dass das Grammem in Form der Konstruktion *werden* + Infinitiv zwar die konventionalisierte Gestalt des Futurgrammems im Gegen-

sprachlichen Elemente mögen die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit aller hier relevanten sprachlichen Elemente an sich erhöht haben; so kann sich ein vermehrtes Auftreten von *werden* + Partizip Präsens also womöglich auch auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von *werden* + Infinitiv positiv ausgewirkt haben.

Für den ab 1300 immer schneller voranschreitenden Konventionalisierungsprozess von *werden* + Infinitiv ist zu konstatieren, dass dabei eine Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für diese Konstruktion ausschlaggebend gewesen sein muss. Diese mag in einer bestimmten Region ihren Anfang genommen haben,⁴³⁶ durch Sprachkontakt initiiert worden sein⁴³⁷ oder durch analoge Konstruktionen, die bereits über eine höhere Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügten, bewirkt worden sein;⁴³⁸ auch unterschiedlicher Einfluss von gesprochener und geschriebener Sprache mag dabei zu berücksichtigen sein (so sieht einzig Leiss (1985) die Durchsetzung des *werden*-Futurs durch die gesprochene Sprache befördert; Fleischer und Schallert (2011) weisen demgegenüber sogar darauf hin, dass das *werden*-Futur noch heute in geschriebener Sprache häufiger auftritt als in gesprochener (vgl. Fleischer/Schallert 2011: 140)).

wartsdeutschen darstellt, dass Abweichungen aber stets in Form von Phänotypisierungsmöglichkeiten denkbar sind, selbst dann, wenn deren Phänotypisierungswahrscheinlichkeit gering sein mag. Nichts spräche also dagegen, anzunehmen, dass ein Satz wie dt. *Sie wird das Spiel gewinnend.* mit futurischem Sinn im Gegenwartsdeutschen phänotypisiert werden könnte, obgleich man dies als nicht konventionell und unwahrscheinlich abtun möchte; extremer, aber deshalb nicht undenkbar, wäre ein futurisches dt. *Sie beginnt das Spiel gewinnen.* oder ein futurisches dt. *Sie soll das Spiel gewinnen.* – auch in diesen Fällen wäre eine Grammatikalisierung als Futurgrammem selbst heute nicht auszuschließen; angesichts der Stabilisierung, die das *werden*-Futur seit dem 13. Jahrhundert auf Kollektivebene des Deutschen erfahren hat, sind derartige Konstruktionen und insbesondere deren Durchsetzung bzw. Konventionalisierung auf Kollektivebene des Gegenwartsdeutschen jedoch – zumindest auf absehbare Zeit – als höchst unwahrscheinlich einzuschätzen.

⁴³⁶ So nehmen es, wie bereits erwähnt, beispielsweise Leiss (1985) und Schmid (2000) an.

⁴³⁷ So kann man es etwa für den Ansatz von Leiss (1985) behaupten, die das Alttschechische als relevante Kontaktsprache heranzieht; aber auch Diewald und Habermann gehen (deutlich plausibler, schon weil Latein im relevanten Zeitraum vielmehr als das Alttschechische im Kontakt mit dem Deutschen stand und gleichsam über mehr Prestige verfügte) davon aus, wenn sie Übersetzungen aus dem Lateinischen als Faktor der Durchsetzung des *werden*-Futurs vermuten (vgl. Diewald/Habermann 2005: 241).

⁴³⁸ So nimmt es etwa Schmid (2000) für modale Konstruktionen an, Diewald und Habermann – in Anschluss an Behaghel (1924) – gehen dabei (wiederum in sehr differenzierter und nachvollziehbarer Weise) von Anlehnung an Konstruktionen mit anderen inchoativen oder ingressiven Verben aus (vgl. Diewald/Habermann 2005: 237).

Das Rezessivitätsmodell, dessen probabilistischer Ansatz und dessen Terminologie lassen sich also in die relevanten Theorien zu Entstehung und Durchsetzung des *werden*-Futurs im Deutschen problemlos integrieren und machen überdies deutlich, dass (1.) Kontinuität in dieser Entwicklung genauso wenig von zwingender Notwendigkeit gewesen ist wie (2.) ein monogenetisches Aufkommen der Konstruktion⁴³⁹ und dass ferner (3.) etwaige ahd. Belege für eine erst Jahrhunderte später konventionalisierte Struktur nicht verwundern können.

Da der Zunahme der Phänotypisierungshäufigkeit einer bestimmten *werden*-Konstruktion für gewöhnlich auch die Zunahme der Phänotypisierungshäufigkeit einer anderen *werden*-Konstruktion folgte, sensibilisiert der Fall von dt. *werden* für die Möglichkeit eines sprachhistorischen Kausalzusammenhangs: Die *werden*-Konstruktionen im Deutschen beeinflussen möglicherweise mit zunehmender Phänotypisierungshäufigkeit einander hinsichtlich ihrer Phänotypisierungswahrscheinlichkeit positiv. Das legt etwa die Tatsache, dass dem wohl im 12. Jahrhundert konventionalisierten *werden*-Passiv, wohl im 14. Jahrhundert die Konventionalisierung des *werden*-Futurs folgte, woraufhin wiederum ab dem Frühneuhochdeutschen der *würde*-Konjunktiv belegt ist (vgl. Smirnova 2007: 33), nahe,⁴⁴⁰ aber auch die Ansätze der Analogietheorie wirken – wenn man ihr folgt – für diese These untermauernd.

⁴³⁹ Da die Phänotypisierungsmöglichkeit eines futurisch gebrauchten *werden* + Infinitiv seit der Zeit, als *werden* bzw. dessen Vorform eine inchoative Bedeutung erhalten hatte, bestand, ist eine Phänotypisierung dessen jederzeit für jedes Individuum, das dt. *werden* (oder dessen Vorform) entsprechend in seinem Mentalen Lexikon gespeichert hatte, möglich gewesen, lag also primär rezessiv vor. Dies kann demnach für die Mehrheit oder gar Gesamtzahl der Sprecher ahd. und mhd. Varietäten angenommen werden, sodass eine gelegentliche Phänotypisierung der Konstruktion samt futurischer Bedeutung zu unterschiedlichen Zeitpunkten des infrage kommenden Zeitraums und an unterschiedlichen Orten des Siedlungsgebiets der Angehörigen der dt. Sprachgemeinschaft nicht verwundern würde; somit wäre auch eine vermeintliche Polygenese des *werden*-Futurs im Deutschen möglich. Einen polygenetischen wie polykausalen Prozess der Durchsetzung bzw. Konventionalisierung des *werden*-Futurs schließen etwa Diewald und Habermann nicht aus, wenn sie davon ausgehen, dass Sprachkontakt mit (geschriebenem) Latein überall im deutschen Sprachraum möglich war und dieser die zuvor nur vereinzelt auftretende Konstruktion zu verfestigen begann (vgl. Diewald/Habermann 2005: 241). Es ist dabei zu bemerken, dass Diewald und Habermann selbst nicht von einer Entlehnung aus dem Lateinischen ausgehen; ohne es explizit zu machen, gehen sie also notwendigerweise von der Erhöhung der Auftretens-, d.h. zuletzt der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des *werden*-Futurs dank des Sprachkontakts zum Lateinischen aus (vgl. Diewald/Habermann 2005: 241).

⁴⁴⁰ Interessant hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen dem *werden*-Futur, bei dem die jeweilige Form von dt. *werden* stets im Indikativ steht, und dem *würde*-Konjunktiv, bei dem stets eine Konjunktiv-II-Form von dt. *werden* als Auxiliar dient, ist, dass eine analoge Korrespondenz auch im Engl. besteht; auch dort ist jeweils dasselbe Verb für

Zusammenfassend ist also auf Grundlage des Rezessivitätsmodells anzunehmen, dass die Phänotypisierungsmöglichkeit für eine futurisch gebrauchte Konstruktion aus dt. *werden* (bzw. dessen Vorformen) + Infinitiv mit der Verknüpfung inchoativer bzw. ingressiver Bedeutung mit dem Ausdruck dt. *werden* (bzw. dessen Vorformen) einherging, dass ab diesen Zeitpunkt das *werden*-Futur also im Deutschen als (primär) rezessiv gespeichert gelten muss.⁴⁴¹ Geht man dabei nicht von einer Bedeutungsentlehnung aus, so ist die Genese des zunächst rezessiven *werden*-Futurs stratumintern anzusiedeln. Hinsichtlich der Ausbreitung von Phänotypisierungen dieser Konstruktion kann daher ein polygenetischer Ansatz durchaus der Wirklichkeit entsprechen. Für die Konventionalisierung des *werden*-Futurs, die sich offenbar einige Jahrhunderte nach dessen erstmaliger Phänotypisierung vollzog, ist schließlich eine Erhöhung der entsprechenden Phänotypisierungswahrscheinlichkeit anzunehmen (zumindest kann eine Erhöhung der Phänotypisierungsfrequenz festgestellt werden), deren Ursache in der bisherigen Forschung nicht zweifelsfrei geklärt werden konnte; wie aber auch Diewald und Habermann begründet und begründend darlegen, scheint eine monokausale Erklärung unzureichend zu sein (vgl. Diewald/Habermann 2005: 239-247). Das Vorliegen eines Allgemeinen Rezessivitätsmusters ist denkbar; möglich und wohl überzeugender ist jedoch die Annahme einer gewissen Regelmäßigkeit, wenn auch zunächst nur Seltenheit, der Phänotypisierung des *werden*-Futurs, die ab ungefähr 1300 immer häufigere Phänotypisierungen nach sich zog, aber bereits seit dem Ahd. oder – wie es Diewald und Habermann annehmen – seit dem frühen Mhd. in Kontamination semantisch ähnlicher Verben, die in vergleichbaren Konstruktionen gebraucht wurden (vgl. Diewald/Habermann 2005: 237), den Beginn einer Kontinuität begründet hatte.

Futur- und Konjunktivperiphrasen zuständig: Im *will*-Future findet sich eine indikative Form von engl. *will*, in Konjunktivumschreibungen mit engl. *would* wiederum dessen Präterialform, in der keine morphologische Modusunterscheidung möglich ist, die hierbei allerdings aus semantischen Gründen als Konjunktiv II eingestuft werden kann (vgl. dazu etwa auch Klein 2003: 832 u. Mitchell/Robinson 2007: §129) (wir wollen in dieser Arbeit im Übrigen die Termini *Konjunktiv II* und *Konjunktiv Präteritum* als inhaltlich identisch begreifen, ebenso wie *Partizip Perfekt* und *Partizip Präteritum*). Offenbar ist eine womöglich gegenseitige, mindestens aber in eine Richtung verlaufende Beeinflussung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von Futur- und Konjunktivperiphrasen hinsichtlich der Wahl der jeweiligen Auxiliärverben nicht allein auf das Deutsche beschränkt.

⁴⁴¹ Genau genommen ist dies in den Mentalen Lexika auf Individualebene der Angehörigen der Sprachgemeinschaft gespeichert, die – in Form von Images – Informationen über sprachliche Konventionen mit sich führen.

3.3 – Der Dativus absolutus im Althochdeutschen

Nachdem wir soeben mit dem deutschen *werden*-Futur eine Konstruktion betrachtet haben, deren Genese für gewöhnlich stratumsintern erklärt wird,⁴⁴² wollen wir uns nun mit der Betrachtung des althochdeutschen Dativus absolutus einer Konstruktion zuwenden, die gemeinhin als entlehnt, also stratumsextern induziert begriffen wird.

Der Dativus absolutus stellt eine absolute Kasuskonstruktion dar, die üblicherweise aus einem Substantiv und einem Partizip besteht, die beide im Dativ stehen und zudem hinsichtlich Genus und Numerus Kongruenz aufweisen:

- [6] *Inti mit thiū her uuard giuuortan zuelif Iaro In ūfstīganten zi hierusalem [...]. gifulden tagon mit thiū sie heim uuvrbun. uuoneta ther kneht heilant In hierusalem* (aus Tat. 12,2 (Luc. 2,42f), zitiert nach Masser 1994: 99).

Bei diesem Auszug aus dem ahd. Tatian liegen mit *In ūfstīganten* und *gifulden tagon* gleich zwei Fälle des Dativus absolutus im Ahd. vor, wobei das Partizip Präsens *ūfstīganten* eine Gleichzeitigkeit der im Dativus absolutus geschilderten Handlung zur Handlung des übergeordneten Nebensatzes (*Inti mit thiū her uuard giuuortan zuelif Iaro*) ausdrückt, wogegen das Partizip Präteritum *gifulden* die geschilderte Handlung gegenüber der des übergeordneten Hauptsatzes (*uuoneta ther kneht heilant In hierusalem*) als vorzeitig definiert.⁴⁴³

Für gewöhnlich tritt der Dativus absolutus im Ahd. in Übersetzungsliteratur auf und zwar dort, wo in einer lateinischen Vorlage ein Ablativus absolutus vorliegt (vgl. Schrodts 2004: §S95).⁴⁴⁴ Aus diesem Grunde wird gemeinhin davon ausgegangen, dass der Dativus absolutus im Ahd. eine „lehnsyntaktisch[e] [...] Nachbildung des lat. Ablativus absolutus“ (Schrodts 2004: §S95) darstellt. Allerdings wurden wir auf unserer Suche nach rezessiver Information in Sprache etwa am Beispiel der in der Regel als Bedeutungsentlehnung begriffenen Herausbildung

⁴⁴² Abweichend hiervon ist, wie bereits erwähnt, einzig die Interferenztheorie nach Leiss (1985) anzusehen, die das *werden*-Futur als Entlehnung aus dem Altschechischen begreift, was – aus ebenfalls bereits dargelegten Gründen – bezweifelt werden kann.

⁴⁴³ Der ahd. Satz [6] ließe sich also etwa folgendermaßen übersetzen: „Und als er zwölf Jahre geworden war, stiegen sie nach Jerusalem hinauf [...], und als sich dann die Tage vollendet hatten, in Folge derer sie heim strebten, blieb der Knabe Heiland in Jerusalem“.

⁴⁴⁴ So auch im Falle der soeben zitierten ahd. Textstelle, deren lat. Vorlage an den mit Dativus absolutus übersetzten Stellen tatsächlich je einen Ablativus absolutus aufweist; diese Vorlage lautet: *et cum factus fuisset annorum duodecim. ascendentibus illis In hierusolymam [...], consummatisque diebus cum redirent. remansit puer ihesus In hierusalem* (zitiert nach Masser 1994: 99).

der lexikalischen Einheit frz. *souris* ‚Computermaus‘ auf Grundlage von frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ und engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ dafür sensibilisiert, dass Sprachkontakt alleine mindestens nicht in allen Fällen, in denen von Lehnverhältnissen ausgegangen wird, eine vollständige Erklärung liefern kann.

Erweitert man den auf den Dativus absolutus im Ahd. bzw. den Ablativus absolutus im Lat. gerichteten Blick auf absolute Kasuskonstruktionen in den älteren indoeuropäischen Sprachen im Allgemeinen, zeigt sich, dass derartige Konstruktionen in dieser Sprachfamilie nichts Ungewöhnliches darstellen: So weist etwa das Sanskrit einen Locativus absolutus und einen Genitivus absolutus auf (vgl. Thumb 1959: §241.7 u. §242.2), das Altgriechische einen Genitivus absolutus (vgl. Gerth/Kühner 1904: §485.3) und Beispiele wie dt. *eines Tages gesenkten Blickes des Weges kommen* oder dt. *den ganzen Monat* belegen den gelegentlichen Gebrauch von Genitivus absolutus und Accusativus absolutus selbst im Gegenwartssprachen (vgl. Glück 2010: 6, woraus auch die beiden Beispiele entnommen sind).

Angesichts dessen liegt es nahe, anzunehmen, dass bereits das Proto-Indoeuropäische absolute Kasuskonstruktionen kannte. In der Forschung konkurrieren dabei beide Positionen: die, die von derartigen Konstruktionen im Proto-Indoeuropäischen ausgeht, und die, die diese Vorstellung ablehnt. Wie etwa Götz Keydana (1997) in seiner Rekapitulation der Literatur zu dieser Frage feststellt, lohnt eine vorsichtige Herangehensweise: Zwar gibt es gute Gründe, die für den Gebrauch absoluter Kasuskonstruktionen im Proto-Ide. sprechen, und auch Keydana selbst scheint zu dieser Annahme zu tendieren, dennoch weist er darauf hin, dass keine Arbeit, die diese Position offensiv vertritt, eine derart umfangreiche, in sich schlüssige und gesicherte Datenbasis aufbieten kann, dass sie alle Zweifel aus dem Weg räumt oder ausreichend zerstreut (vgl. Keydana 1997: 31-34). Nichtsdestoweniger besteht weitgehend Konsens darüber, dass – wenn es nicht tatsächlich schon proto-ide. absolute Kasuskonstruktionen gegeben haben sollte – zumindest die Neigung zu derartigen Konstruktionen im späten Proto-Indoeuropäischen vorhanden gewesen sein muss, die sich später in einem vielfachen Aufkommen dieser Konstruktionen unabhängig voneinander, d.h. polygenetisch geäußert habe (vgl. dazu etwa schon Delbrück 1897: 494f, aber auch Lehmann 1974: 210, ferner wiederum Keydana 1997: 29-32). Wie sollte man diese Einschätzung anders begreifen als als eine Erklärung, die von (zunächst) rezessiver Information, die (spätestens) im späten (Proto-)Indoeuropäischen Eingang ins Sprachsystem fand, ausgeht? Das Rezessivitätsmodell kann hierbei eine differenzierte und eindeutige Terminologie beisteuern, die für manches, was in der älteren Forschung nicht ausreichend oder nur mittels umfangreicher Paraphrasen explizit

gemacht wurde, eine klare Benennung ermöglicht und die diesbezüglichen Ansätze darüber hinaus mit dem des Probabilismus in Verbindung setzt.

Ginge man also davon aus, dass im späten (Proto-)Indoeuropäischen absolute Kasuskonstruktionen nie phänotypisiert worden sind (oder zumindest nicht ausreichend oft und konventionalisiert, dass sie als konventionalisiert, also im Lexikon der Kollektivebene der (proto-)ide. Sprachgemeinschaft verankert gelten können), dass die Veranlagung dafür aber bereits vorlag, so müssen absolute Kasuskonstruktionen in dieser Zeit rezessiv im Sprachsystem verankert gewesen sein. In späteren ide. Einzelsprachen kam es dann mitunter diesbezüglich zu einer Steigerung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit, die zu einer signifikanten Erhöhung der Phänotypisierungsfrequenz und zur Konventionalisierung absoluter Konstruktionen auf Kollektivebene führte (so etwa hinsichtlich des *Locativus absolutus* im Sanskrit oder des *Ablativus absolutus* im Lat.).

Mit dem Blick auf das Ahd. ergibt sich daraus die Frage, ob in dieser Sprachstufe des Deutschen ursprünglich eine Konstruktion wie der *Dativus absolutus* rezessiv vorgelegen hat oder ob er diesem Sprachsystem jener Zeit gänzlich fremd war. War eine derartige Konstruktion im Ahd. seit jeher rezessiv verankert, so muss man zudem fragen, ob – und, wenn ja, wie regelmäßig – sie unabhängig von Sprachkontakt mit dem Lat. phänotypisiert worden ist. Sofern absolute Konstruktionen im Ahd. grundsätzlich rezessiv waren, ist auch von Interesse, ob dabei die diesbezügliche primäre Rezessivität ererbt war oder ob sie seit dem späten (Proto-)Ide. zwischenzeitlich – etwa im Protogerm. – verloren gegangen, d.h. einem höheren Rezessivitätsgrad anheimgefallen ist. War sie ererbt, stellt sich zudem die Frage, ob absolute Konstruktionen irgendwann in der Zeit zwischen dem späten (Proto-)Ide. und dem Ahd. über eine derart hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügt haben, dass sie dabei – ähnlich wie der *Ablativus absolutus* im Lat. – als auf Kollektivebene konventionalisiert gelten müssen.

Wenn wir uns der Beantwortung dieser Fragen im Folgenden annähern wollen, sei vorausgeschickt, dass nicht zu erwarten ist, dass zweifelsfreie Antworten erbracht werden können. Angesichts der schlechten Überlieferungslage der germanischen Sprachen in voralthochdeutscher Zeit, von denen allein vom Gotischen ein verhältnismäßig großer Textkorpus bis heute erhalten ist, wird man kaum über bloße Plausibilitätserklärungen hinauskommen. Begegnet man diesen mit der notwendigen Vorsicht und angemessen kritisch, so können aber auch durch sie hilfreiche Informationen für die Linguistik beigesteuert werden und sei es nur in Form einer Skizzierung möglicher Szenarien.

Mit Blick auf das Protogermanische ist zunächst Folgendes festzustellen: Absolute Kasuskonstruktionen sind in den älteren germanischen Sprachen jeweils

in Form des Dativus absolutus im Gotischen, Althochdeutschen und Altnordischen belegt (vgl. Badenheuer/Euler 2009: 180). Dabei fällt auf, dass im Got. der Dativus absolutus für gewöhnlich in Übersetzung des Genitivus absolutus altgriechischer Vorlagen dient, ähnlich wie im Ahd. damit lat. Ablativus absolutus übersetzt wird (vgl. Badenheuer/Euler 2009: 180). Dass das Ahd. den in ihm nicht mehr (morphologisch) vorhandenen Ablativ mit einem Dativ übersetzt, erscheint dabei sogleich einsichtig; dass aber auch das Got., das sehr wohl über einen (morphologischen) Genitiv verfügt, altgriechische Fälle des Genitivus absolutus ebenfalls dativisch übersetzt, mag dabei zunächst überraschen – zumal dann, wenn man feststellt, dass die Frage, welcher Kasus in einer indoeuropäischen Einzelsprache schließlich zur Realisierung einer absoluten Kasuskonstruktion gewählt wird, sekundärer Natur zu sein scheint⁴⁴⁵ und die germanischen Einzelsprachen dabei offensichtlich auch nach ihrer Trennung voneinander jeweils denselben Kasus, nämlich den Dativ, bevorzugen (vgl. Kotin 2012: 326) – ist der Dativus absolutus also aus dem Protogerm. ererbt? Für das Gotische ergibt sich nach Michail Kotin (2012) ferner der Eindruck, dass der Dativus absolutus dort deutlich eher ein Phänomen sakralen Sprachgebrauchs zu sein scheint als des alltäglichen (vgl. Kotin 2012: 327).

Die Schlussfolgerungen, die Kotin aus all diesen Feststellungen zieht, fügen sich dabei fast nahtlos in das hier vorgeschlagene Rezessivitätsmodell und unterstreichen einmal mehr den Nutzen, den eine einheitliche Terminologie, wie sie hier entwickelt wurde, für die Forschung hat: Kotin sieht im Dativus absolutus der älteren germanischen Einzelsprachen

„ein gemeinsames Erbgut der ältesten Entwicklungsepoche der Indogermania. Beeinflusst durch die Originalvorlage ist dagegen deren Verwendungshäufigkeit in einer Epoche, in der die germanischen Sprachen bereits in eine neue Phase der Entwicklung ihrer Syntax eingetreten waren“ (Kotin 2012: 328).

Letzteres ließe sich im Sinne der hier vorgeschlagenen Terminologie also etwa so ausdrücken: Die stratumsexternen („fremdsprachlichen“) Vorlagen „sakraler“ Texte (d.h. hier insbesondere Texte christlicher Mythologie) wirkten sich positiv auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit absoluter Kasuskonstruktionen in verschiedenen älteren germanischen Einzelsprachen aus, obgleich besagte Phänotypisierungswahrscheinlichkeit zuvor insgesamt – und außerhalb

⁴⁴⁵ Ob eine absolute Kasuskonstruktion mit temporaler Sinnrichtung nun in Form eines Locativus absolutus, eines Genitivus absolutus oder einer anderen Variante realisiert bzw. phänotypisiert wird, ist hinsichtlich der Bewertung des Kasus als Variable bzw. Teilvariable der Konstruktion irrelevant: Sie stellen jeweils nur unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten derselben Variablen dar.

des sakralen Sprachgebrauchs eventuell gar besonders – im Sinken begriffen, aber noch nicht gleich o war.

Kotins Fazit greift also – ob gewollt oder ungewollt – einen probabilistischen Erklärungsansatz auf, bleibt aber in mancherlei Hinsicht dennoch zweifelhaft: Erstens geht Kotin offenbar davon aus, dass das Proto-Ide. über (auf Kollektiv-ebene konventionalisierte) absolute Kasuskonstruktionen verfügte, bleibt aber – wie alle anderen, die diese These vertreten – einer überzeugenden Beweisführung schuldig, belässt es gar nur bei vagen Andeutungen, die auf die Existenz derartiger Konstruktionen in unterschiedlichen älteren ide. Einzelsprachen verweisen (s. dazu Kotin 2012: 326f). Zweitens ignoriert er den Umstand, dass die altnordischen Belege des Dativus absolutus gerade nicht in Übersetzungsliteratur dominieren (vgl. Badenheuer/Euler 2009: 180f), was als Indiz zu werten ist, dass er dort durchaus ohne stratumsexterne Einflüsse über eine verhältnismäßig hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit verfügte. Ferner scheinen für Kotin, wenn er von Kontinuität des Gebrauchs absoluter Kasuskonstruktionen in den älteren germanischen Einzelsprachen seit proto-ide. Zeit ausgeht, allein Phänotypisierungen von Relevanz zu sein (obgleich er es vermutlich anders formulieren würde): Nirgends deutet sich in seinen Äußerungen hinsichtlich der Linie, die er vom Proto-Ide. zu den späteren germ. Einzelsprachen zieht, an, dass er eine Kontinuität auch außerhalb eines regelmäßigen Sprachgebrauchs – also in Form rezessiver Information – für möglich hält. Nichtsdestoweniger erscheint der Ansatz, in der Übersetzungsliteratur des Got. und Ahd. einen lediglich die Verwendungshäufigkeit bzw. Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des Dativus absolutus (positiv) tangierenden Faktor zu sehen, durchaus sinnig: So können damit etwa auch die wenigen Fälle, in denen im Got. oder Ahd. ein Dativus absolutus ohne stratumsexternes Vorbild zu finden ist (s. dazu für das Ahd. etwa Schrodtt 2004: Schrodtt 2004: §S95), erklärt werden.

Aufgrund der vorhandenen Datenbasis ist anzunehmen, wenn auch nicht endgültig beweisbar, dass das Protogerm. über eine relativ hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit absoluter Kasuskonstruktionen, die wohl gemeinhin in Form eines Dativus absolutus realisiert wurden, verfügte, dass diese also auf Kollektivebene konventionalisiert waren (diese Schlussfolgerung findet sich etwa auch bei Badenheuer/Euler 2009: 181).⁴⁴⁶ Hinsichtlich des Dativus absolutus im Ahd. erscheinen daher zwei Szenarien als plausibel: Er könnte (1.) aus dem

⁴⁴⁶ Folgt man dieser Annahme, so ist damit noch keine Aussage darüber getroffen, ob das Protogerm. die hohe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit einer derartigen Konstruktion ererbt hat (etwa vom Proto-Ide. oder einem mutmaßlichen Proto-Westindoeuropäischen (s. knapp zu letzterem etwa Badenheuer/Euler 2009: 37)) oder ob sie erst in protogerm. Zeit entstanden ist.

Protogerm. ererbt sein, wobei eine phänotypische Kontinuität in der Form besteht, dass die Konstruktion regelmäßig genug phänotypisiert wurde, dass sie als konventionell verständlich (bzw. auf Kollektivebene lexikalisiert) zu gelten hat (denkbar und wahrscheinlich wäre hierbei gleichsam ein Rückgang der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit); er könnte aber (2.) ebenso gut aus dem Protogerm. ausschließlich in Form rezessiver Information innerhalb des Sprachsystems ererbt sein, womit konkret gemeint ist, dass der *Dativus absolutus* über einen Zeitraum rezessiv blieb, der groß genug ist, dass angenommen werden muss, dass kein der entsprechenden Sprachgemeinschaft angehörendes Individuum, das den *Dativus absolutus* zu einem früheren Zeitpunkt zuletzt phänotypisiert hatte, zeitgleich mit einem Individuum lebte, das eine derartige Phänotypisierung später neuerlich hervorbrachte. In letzterem Falle läge mit dem *Dativus absolutus* im Ahd. also ein Beispiel für das Allgemeine Rezessivitätsmuster vor.

In beiden Szenarien käme den lat. Vorlagen althochdeutscher Übersetzungen die Rolle eines positiven Einflusses auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des *Dativus absolutus* zu, nicht aber könnte von einem Lehnverhältnis die Rede sein (diese Ansicht teilt, wie bereits erwähnt, auch Kotin (s. Kotin 2012: 328)). Durch den probabilistischen Ansatz des Rezessivitätsmodells gelingt es zudem, Abweichungen von Gebrauchsmustern der Mehrheit der Belege zu erklären: Die von Kotin als Beleg für den Rückgang des Gebrauchs des *Dativus absolutus* in den älteren germanischen Sprachen angeführten ältesten westgermanischen Werke (wie Heldenepen oder Zaubersprüche), für die diese Konstruktion eben untypisch ist (vgl. Kotin 2012: 327), können als Indiz für ein Absinken der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit im Vergleich zu früheren Sprachzuständen gewertet werden; ebenso haben wir bereits gesehen, dass beispielsweise ein ahd. *Dativus absolutus*, der kein *stratum*sexternes Vorbild zu haben scheint, dahingehend interpretiert werden kann, dass sein Auftreten zwar unwahrscheinlich sein mag, weil er außerhalb eines Übersetzungskontexts mit lat. *Ablativus absolutus* als Vorlage zwar eine eher geringe Phänotypisierungswahrscheinlichkeit zu haben scheint, dass er nicht aber überraschen kann, da eben durchaus eine Phänotypisierungsmöglichkeit besteht – und diese ist etwa unzweifelhaft höher als im Gegenwartsdeutschen, wo der *Dativus absolutus* ebenfalls noch als rezessiv gespeichert gelten kann: So verfügt das Gegenwartsdeutsche nach wie vor über einen morphologischen Dativ, über die Fähigkeit einer Kongruenz nach Kasus, Genus und Numerus eines Substantivs mit einem Partizip und – wie der gelegentliche Gebrauch von absoluten Genitiv- oder Akkusativkonstruktionen be-

weist – über die tatsächliche Möglichkeit der Phänotypisierung absoluter Kasuskonstruktionen;⁴⁴⁷ zudem legen für die vorliegende Arbeit durchgeführte empirische Untersuchungen nahe, dass in vielen Fällen Mitglieder der gegenwartsdeutschen Sprachgemeinschaft auch zum Verständnis eines Dativus absolutus im Gegenwartsdeutschen in der Lage sind, obgleich diese Konstruktion heute als weit entfernt von Konventionalisierung auf Kollektivebene gelten kann.⁴⁴⁸

⁴⁴⁷ Natürlich sind hinsichtlich einer denkbaren Phänotypisierung eines Dativus absolutus im Gegenwartsdeutschen Einschränkungen zu berücksichtigen. So ist beispielsweise im Zuge von Sprachwandlerscheinungen wie der Nebensilbenabschwächung der Dativ im Gegenwartsdeutschen deutlich seltener morphologisch eindeutig gekennzeichnet, als es im Ahd. noch der Fall gewesen ist; zudem sind auch aufgrund unterschiedlicher (konventioneller) Kasusfunktionen absolute Kasuskonstruktionen nie in jeder ihrer Ausprägungen vollständig von der einen auf die andere Sprache übertragbar: Während der Ablativus absolutus in einem Satz wie lat. *Pythagorās Superbō rēgnante in Italiā vēnit.* (dt. *Pythagoras kam nach Italien, als Superbus regierte.*) (lat. Beispiel und dt. Übersetzung entnommen aus Hofmann/Rubenbauer 1995: 214) deutlich erkennbar ist, würde eine analoge Übertragung ins Gegenwartsdeutsche etwa dt. *Regierendem Superbus kam Pythagoras nach Italien.* oder gar dt. *Pythagoras kam dem regierenden Superbus nach Italien.* lauten – was im Lat. also sichtlich eine absolute Kasuskonstruktion darstellt, kann im Gegenwartsdeutschen stattdessen als bloßer Dativus commodi oder Dativus finalis aufgefasst werden, dessen Funktion der lat. Ablativ im Übrigen konventionell nicht übernehmen konnte (vgl. etwa Hofmann/Rubenbauer 1995: §141-156) und dessen Sinn mitunter im Widerspruch zu denkbaren Lesarten derselben Konstruktion als Dativus absolutus steht (in diesem konkreten Fall könnte der Dativ etwa bedeuten, dass Pythagoras wegen (Dativus finalis), für oder zugunsten (Dativus commodi) von Superbus nach Italien kam).

⁴⁴⁸ So wurde im Rahmen dieser Arbeit eine Teststudie durchgeführt, in der Probandinnen und Probanden mit gegenwartsdeutschen Sätzen konfrontiert wurden, in denen je (mindestens) ein Dativus absolutus nach dem Vorbild ahd. oder lat. absoluter Kasuskonstruktionen integriert war. Mit dem Hinweis, die Sätze könnten etwas altmodisch wirken, wurden die Probandinnen und Probanden dazu aufgefordert, den Inhalt der Sätze so wiederzugeben, wie sie ihn verstehen. Das Suggestieren, es handle sich um „altmodisch“ anmutende Konstruktionen, sollte dabei bewirken, dass die Probandinnen und Probanden tatsächlich davon ausgingen, dass die Sätze eine (kommunikativ sinnvolle) Bedeutung haben, ganz so, wie es Empfänger in kommunikativen Situationen gewöhnlich hinsichtlich empfangener sprachlicher Information tun (es wurde also versucht, eine Art künstliches Urvertrauen zwischen den Probandinnen und Probanden und den nicht näher definierten Sendern der vorgelegten Testsätze zu erzeugen). Sowohl die vorgelegten Sätze als auch die Antworten der Probandinnen und Probanden wurden in schriftlicher Form dargeboten bzw. erbeten. Ferner wurden jeweils Angaben zu Geschlecht und vorhandenen Sprachkenntnissen angefordert. Der Test wurde mit 23 Befragten (12 weiblich, 11 männlich) durchgeführt, die jeweils mit 5 identischen Sätzen konfrontiert wurden.

Das Ergebnis war eindeutig: Die Konstruktionen des Dativus absolutus wurden dabei in 66,09% der Fälle verstanden, wobei Personen mit Kenntnissen von Sprachen, die über (konventionalisierte) Formen absoluter Kasuskonstruktionen verfügen, etwas

Hinsichtlich des vermehrten Auftretens des Dativus absolutus in altnordischer Sagenliteratur muss wiederum von einer Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit dieser Konstruktion ausgegangen werden. Die Ursachen für diese Änderung der Wahrscheinlichkeit sind künftig noch zu untersuchen; in Annahme eines Determinismus ist von der Existenz derartiger Ursachen auszugehen, fraglich bleibt jedoch, wo sie zu suchen und ob sie überhaupt zu finden sind, da sich hierbei eine Erklärung offensichtlich als weniger augenfällig zeigt, wie es bei got. und ahd. Übersetzungsliteratur der Fall ist. Möglicherweise muss eine allgemeine Erhöhung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit von Dativen in altnordischer Sagenliteratur angenommen werden,⁴⁴⁹ die sich wiederum positiv auf die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des Dativus absolutus auswirkte und somit einen Teil der Erklärung für dessen häufigeres Auftreten in derartigen Texten darstellt.

Darüber hinaus sensibilisieren Beobachtungen wie die, dass der Dativus absolutus im Got. vor allem in mythologischen Texten abrahamitischen (bzw. konkret: christlichen) Ursprungs, im Altnordischen wiederum vor allem in der Sagenliteratur auftritt, dafür, dass die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit

besser abschnitten (70,91% verstanden) als die übrigen (61,67% verstanden); da beide Geschlechter ähnlich erfolgreich abschnitten – weibliche Probanden verstanden die Sätze in 65% der Fälle, männliche in 67,27% – ist diesbezüglich von keinem Einfluss auf das Verständnis auszugehen (die Ergebnisse wurden jeweils auf Hundertstel gerundet).

Oggleich angesichts der Ergebnisse der Studie die Vermutung nahe liegt, dass eine Konventionalisierung des Dativus absolutus auch im Gegenwartsdeutschen möglich wäre – d.h. die Konstruktion läge demnach noch heute primär oder sekundär rezessiv im Sprachsystem vor –, ist die Studie unter Vorbehalt zu betrachten, da mit 23 Befragten nur eine kleine Testgruppe untersucht wurde. Um aussagekräftigere Ergebnisse zu erzielen, wäre eine größere Testgruppe bei künftigen Untersuchungen notwendig.

Anmerkung: Die Testsätze wurden als „verstanden“ bewertet, wenn die Probandinnen und Probanden in ihren Antworten die Bedeutung des Satzes in einer Weise wiedergegeben haben, die für Übersetzungen des Dativus absolutus oder Ablativus absolutus ins Deutsche üblich sind (in den meisten Fällen betraf dies hierbei neben allgemeinen semantischen Fragen eine hinsichtlich des ausgedrückten Zeitverhältnisses „korrekte“ Wiedergabe temporaler Sinnrichtungen). Es finden sich ferner im Anhang dieser Arbeit weitere Informationen zum Verfahren, den Ergebnissen und zur Gestalt der Fragebögen, worauf hiermit verwiesen sei.

⁴⁴⁹ So steht der Dativ im Altnordischen beispielsweise oft bei Verben, die gemeinhin – und insbesondere für Sprecher des Gegenwartsdeutschen aufgrund bestehender Kasuskonventionen dieser Einzelsprache – eher einen Akkusativ erwarten lassen, ersetzt diesen dabei mitunter gar in der Konstruktion des AcI (Accusativus cum infinitivo), sodass ein DcI vorliegt und ist überdies bei komparativen Konstruktionen üblich (vgl. Baier/Schäfke 2012: 158f, Hofmann/Ranke 1988: §46.1).

sprachlicher Elemente an sich, aber auch deren Phänotypisierungsmöglichkeiten (d.h. deren möglichen Gestalten, die sie annehmen können) im Speziellen von Kontext zu Kontext, von Varietät zu Varietät und selbstverständlich auch von Individuum zu Individuum verschieden sein kann; auch zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit muss gegebenenfalls unterschieden werden.

Betrachtet man absolute Kasuskonstruktionen beschränkt auf solche, die aus einem Substantiv und einem infiniten Verb bestehen, so lassen sie sich (ausdrucksseitig) als aus mindestens zwei sprachlichen Elementen bestehend begreifen: Erstens eben dem Substantiv, zweitens dem infiniten Verb. Hierbei ist von einer extrem hohen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für diesbezügliche Kongruenz nach Kasus, Genus und Numerus beider Elemente auszugehen;⁴⁵⁰ richten wir den Blick ferner gezielt auf germanische Sprachen wie das Proto-germ. oder die, für die eine derartige Konstruktion belegt ist (also weiterhin vor allem Got., Ahd. und Altnordisch), so kann angesichts des vorhandenen relevanten Datenmaterials die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für die Möglichkeit, dass beide Variablen im Dativ erscheinen, als signifikant höher als für die Möglichkeit, dass beide Variablen in anderen Kasus erscheinen, gelten; auch ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der infiniten verbalen Variablen für die Phänotypisierungsmöglichkeit in Gestalt eines Partizips höher als für andere infinite Verbformen (wie etwa Infinitiv oder Inflektiv).

Des Weiteren lassen sich auch semantische Aspekte probabilistisch beschreiben: Dass ein *Dativus absolutus*, dessen infinite Verbform ein Partizip Präteritum ist, semantisch eine Vorzeitigkeit zu einem übergeordneten Satz ausdrückt und so verstanden wird bzw. gemeint war, kann als höchst wahrscheinlich gelten (hierbei ist besonders die Gestalt und Organisation des Mentalen Lexikons eines Senders oder Empfängers miteinzubeziehen, die natürlich auch in den übrigen Fällen von Relevanz sind). Hinsichtlich der Semantik erscheint aber insbesondere eine Unterscheidung zwischen temporaler und kausaler Sinnrichtung von Bedeutung.⁴⁵¹ So kann ahd. *Imo thô thaz thenkentemo girado truhtines engil* (aus Tat. 5,8 (Matth. 1,20), zitiert nach Masser 1994: 83) temporal als „Während er das dachte, erschien ein Engel des Herrn“ oder kausal als „Weil er das dachte, erschien ein Engel des Herrn“ übersetzt werden: Beide Varianten sind denkbar, beide können als unterschiedliche Phänotypisierungsmöglichkeiten desselben

⁴⁵⁰ Obgleich eine derartige Kongruenz gemeinhin und durchaus berechtigt als ein Definitionskriterium einer derartigen Konstruktion gewertet wird, sind Abweichungen nicht gänzlich auszuschließen (dies wird spätestens dann einsichtig, wenn man an Fälle denkt, die umgangssprachlich wohl als „Versprecher“ deklariert würden).

⁴⁵¹ Weitere Sinnrichtungen – wie etwa eine konzessive – sind für absolute Kasuskonstruktionen wie den ahd. *Dativus absolutus* oder lat. *Ablativus absolutus* ebenso möglich.

(semantischen) sprachlichen Elements gedeutet werden; ihre Phänotypisierungswahrscheinlichkeit mag – etwa in Abhängigkeit vom Kontext – variieren, dennoch sind beide prinzipiell zu berücksichtigen (auch hierbei kann, insbesondere dort, wo beide Lesarten auch kontextgebunden einander nicht widersprechen, von Superposition gesprochen werden, die in diesem Fall ganz offensichtlich nicht nur im rezessiven, d.h. nicht-phänotypisierten Zustand vorliegt).⁴⁵²

Ähnlich wie es Konrad Badenheuer und Wolfram Euler (2009) sowie Michail Kotin (2012) tun – aber etwa im Gegensatz zu Keydana (1997) und Schrodts (2004) –,⁴⁵³ sei unter Anwendung des Rezessivitätsmodells und dessen probabilistischen Ansatzes im Rahmen der Frage nach der Herkunft des Dativus absolutus im Ahd. dafür plädiert, diese Konstruktion als ererbt zu betrachten und sich, ohne einen Einfluss des Lateinischen zu verleugnen,⁴⁵⁴ gegen die Behauptung, es handle sich um das Ergebnis eines Lehnverhältnisses auszusprechen. Hinsichtlich des Allgemeinen Rezessivitätsmusters ist hierbei Ähnliches wie bereits bezüglich des *werden*-Futurs im Deutschen zu konstatieren: Die Realität mag gemäß der Maximen des Allgemeinen Rezessivitätsmusters im Protogerm. den Dativus absolutus phänotypisch wahrnehmbar hervorgebracht haben, ehe er über einen größeren Zeitraum phänotypisch vollständig verlustig ging, rezessiv jedoch erhalten blieb und schließlich im Ahd. neuerlich Phänotypisierung erfuhr. Nicht in Gänze beweisbar, aber doch als wahrscheinlich kann allerdings erachtet werden, dass mindestens von protogerm. bis ahd. Zeit eine gewisse Gebrauchskontinuität vorherrschte, der Dativus absolutus also regelmäßig – wenn auch mit schwankender und tendenziell womöglich sinkender Häufigkeit – phänotypisiert wurde.⁴⁵⁵

⁴⁵² Gerade dann, wenn man für den zitierten Beispielsatz aufgrund des Kontexts nur eine kausale Sinnrichtung annehmen sollte, wird augenfällig, dass in derartigen seltenen Fällen rezessive Information tatsächlich mit dem zusammenfällt, was man in der Linguistik gemeinhin als Information einer Implikatur auffassen würde, wobei implizite Informationen immer auch rezessive Informationen sein können, was umgekehrt jedoch keinesfalls immer gilt.

⁴⁵³ Siehe Badenheuer/Euler 2009: 180f, Keydana 1997: 299, Kotin 2012: 327f u. Schrodts 2004: §95.

⁴⁵⁴ Dessen Einfluss besteht eben in der (durchaus als signifikant einzustufenden) positiven Beeinflussung der Phänotypisierungswahrscheinlichkeit des Dativus absolutus im Ahd.

⁴⁵⁵ Hinsichtlich Satzentsprechungen auf Basis von Partizipialkonstruktionen ist ferner bemerkenswert, dass sich diese keineswegs auf indoeuropäische Sprachen beschränken: So weist beispielsweise auch das Finnische Partizipialkonstruktionen auf, in der ähnlich wie beim Ablativus absolutus im Lat. oder Dativus absolutus im Ahd. das Auftreten eines Partizip Präsens Gleichzeitigkeit zum übergeordneten Satz ausdrückt, das Auftreten eines Partizips Präteritum hingegen Vorzeitigkeit (vgl. Karlsson 1995: §82). Die finnischen Partizipialkonstruktionen weisen keinen absoluten Charakter

3.4 – Zusammenfassung: Das Allgemeine Rezessivitätsmuster in der Geschichte des Deutschen

Die Analysen zur Geschichte von sieb.-sächs. *auch*, dem deutschen *werden*-Futur und dem Dativus absolutus im Ahd. haben gezeigt, dass sich die Terminologie des Rezessivitätsmodells und dessen probabilistischen Ansatzes in die Methoden der bisherigen linguistischen Forschung einfügt und dass mit deren Hilfe bei strittigen Fragen nicht selten ein Mehrwert zu erwarten ist, weil für Mechanismen der Informationsgenese, -transmission, -transformation und -erhaltung sensibilisiert wird, die bisher nicht selten ausgeblendet wurden. Wie schon hinsichtlich der Vorstellung einer Bedeutungsentlehnung bei frz. *souris* ‚Computermaus‘ auf Grundlage von frz. *souris* ‚(tierische) Maus‘ und engl. *mouse* ‚(tierische) Maus; Computermaus‘ wurde auch in Bezug auf den Dativus absolutus im Ahd. herausgearbeitet, dass ein Lehnverhältnis als in keinem Zusammenhang mit dessen Genese betrachtet werden kann; dennoch lassen sich Sprachkontakteinflüsse zumindest auf dessen Phänotypisierungswahrscheinlichkeit kaum bestreiten.

Betreffend des Allgemeinen Rezessivitätsmusters ist Folgendes festzuhalten: Während es im Falle von sieb.-sächs. *auch* zur Anwendung gebracht werden kann und dabei vermutlich auch die Realität der Geschichte dieser Form widerspiegelt und veranschaulicht, ist derartiges zwar ebenso hinsichtlich des dt. *werden*-Futurs und des ahd. Dativus absolutus denkbar, wahrscheinlicher jedoch erscheint dabei eine gewisse Gebrauchskontinuität.⁴⁵⁶ Zuvor gelang es bereits, das

auf, nichtsdestoweniger mag man ihr Vorhandensein und die Parallelen, die sich zu vergleichbaren Konstruktionen in ide. Sprachen ergeben, als weiteren Beleg dafür auffassen, dass die Phänotypisierungsmöglichkeit satzentsprechender Partizipialkonstruktionen und mit ihr vielleicht auch absoluter Kasuskonstruktionen nicht an die ide. Sprachfamilie gebunden ist. Dieser Umstand sensibilisiert für die Entwicklungsflexibilität von Sprachen und dafür, dass Parallelen zwischen Einzelsprachen eben nicht notwendigerweise auf eine (nahe) Verwandtschaft hindeuten (natürlich ist gerade hinsichtlich des Finnischen zu berücksichtigen, dass Sprachentwicklung auch mit Sprachkontakt stattfindet, der für das Finnische zumeist aus Kontakt zu ide. Sprachen bestand, sodass Parallelen bekanntlich etwa auch auf Interferenzen zurückzuführen sein können).

⁴⁵⁶ So kann für die Bedeutung ‚und‘ bei sieb.-sächs. *auch*, die wohl schon in protogerm. Zeit mit einer entsprechenden Vorform dessen verbunden war, ein zwischenzeitlicher Schwund angenommen werden, wogegen dies für das *werden*-Futur, das erstmals im 9. Jahrhundert nachweisbar ist und sich wohl erst ab dem späten 13. Jahrhundert durchzusetzen beginnt, denkbar, aber unwahrscheinlich ist; selbiges gilt für

Allgemeine Rezessivitätsmuster auf die Geschichte der Diphthonge dt. /aɪ/ und dt. /aʊ/ sowie das durch externe Sprachspeicher rezessiv erhaltene mhd. *minne*, das in der deutschen Romantik neuerliche Phänotypisierungen erfuhr, obgleich es zuvor als geschwunden gelten kann, anzuwenden und auch für Fälle sogenannter Rückentlehnungen im Bereich der Lexik ist dies problemlos leistbar. Dies begründet die Annahme, dass kleinere sprachliche Elemente (wie solche auf phonologischer, morphologischer oder lexikalischer Ebene) eher geeignet sind, über große Zeiträume rezessiv im Sprachsystem gespeichert zu bleiben, um dann eine neuerliche Phänotypisierung zu erfahren, als größere (wie etwa Gramme).

Aus mathematischer Sicht mag man dies folgendermaßen beurteilen: Je größer eine kompositionelle Struktur, d.h. aus je mehr sprachlichen Elementen – seien es Phoneme, Morpheme, Lexeme usw. – sie besteht, umso niedriger wird ihre Phänotypisierungswahrscheinlichkeit, da die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit der Gesamtstruktur zumindest teilweise in Bedingung zu den Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten all ihrer Bestandteile steht. Allerdings ist die Bedeutung dessen wiederum in Teilen einzuschränken, da manche sprachliche Elemente das Auftreten bzw. die Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines zweiten Elements bedingen (so ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für dt. *oder* in naher Folge einer Phänotypisierung von dt. *entweder* als sehr hoch einzuschätzen), zudem sind jeweils Parameter wie der kommunikative Kontext miteinzubeziehen, die ebenfalls einen Einfluss auf Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten ausüben.

Angesichts der verhältnismäßig geringen Zahl untersuchter Fälle aus der Geschichte des Deutschen, bei denen sich ein Allgemeines Rezessivitätsmuster beobachten lassen könnte oder tatsächlich beobachten lässt, ist es nicht möglich, eine abschließende Einschätzung dazu zu geben, ob kleinere sprachliche Elemente tatsächlich eher als größere für Entwicklungen gemäß dieses Musters anfällig sind oder nicht. Hierfür bedarf es künftiger Untersuchungen, die auf einer umfangreicheren Datenbasis fußen; die Indizien sprechen bisher jedoch eindeutig dafür.

Nichtsdestoweniger haben die im Rahmen des Rezessivitätsmodells und seiner Terminologie begutachteten Beispiele gezeigt, dass das Modell ein hilfreiches linguistisches Instrument darstellt, das gemeinsam mit anderen Methoden der Linguistik zu einem tieferen Verständnis von Sprache und insbesondere diachroner Informationsvermittlung in sprachlichen Systemen dienen kann. Ist das Allgemeine Rezessivitätsmuster schon allein deshalb problematisch, weil es stets

den Dativus absolutus, der für das Protogerm. oder gar eine Vorstufe davon (wie dem Proto-Ide.) angenommen werden kann und im Ahd. nachweisbar ist.

einer vereinfachten Darstellung entspricht,⁴⁵⁷ so haben die Versuche der Anwendung desselben dennoch selbst dort, wo seine Darstellung einer (vermeintlichen) Realität zuletzt als fraglich – bzw. als denkbar, doch unwahrscheinlich – gelten muss, dazu geführt, dass die Informationsstruktur der Untersuchungsgegenstände (hier also vor allem des *werden*-Futurs und des Dativus absolutus) einsichtiger wurde. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass der probabilistische Ansatz und die Vorstellung, dass in einem Sprachsystem vorhandene sprachliche Information immer dann, wenn sie gerade nicht phänotypisiert wird, rezessiv vorliegt – und zwar unabhängig von ihrer Phänotypisierungshäufigkeit –, eine höchst dynamische informations- und systemtheoretische Sprachauffassung abbildet und nutzbar macht.

⁴⁵⁷ Angesichts der Tatsache, dass jede sprachliche Information, die gerade nicht phänotypisiert wird, im fraglichen Moment als rezessiv gelten muss, erscheint eine Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters eben nur dann sinnvoll, wenn über einen ausreichend langen Zeitraum keine Phänotypisierung erfolgte. Dabei sind wir in unseren Ausführungen davon ausgegangen, dass ein solcher Zeitraum mindestens so groß sein muss, dass kein der entsprechenden Sprachgemeinschaft angehörendes Individuum, das die zu untersuchende sprachliche Information zuletzt phänotypisiert hatte, zeitgleich mit einem Individuum lebte, das eine derartige Phänotypisierung zu einem späteren Zeitpunkt neuerlich hervorbrachte. Dennoch bleibt eine derartige Definition eines „ausreichend langen Zeitraums“ bis zu einem gewissen Punkt willkürlich; ebenso ist zu fragen, ob man von einem Allgemeinen Rezessivitätsmuster sprechen will, wenn in einem derartigen Zeitraum doch eine einzige Phänotypisierung der zu untersuchenden sprachlichen Information erfolgt ist (obgleich eine einzelne Phänotypisierung in einem derartigen Zeitraum in der Praxis wohl kaum als zweifelsfrei einzige nachweisbar sein dürfte). Derartiger Problematiken muss man sich bei der Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters bewusst sein, dann aber erweist es sich durchaus zur einfachen Benennung und Veranschaulichung komplexer Informationstransmissionsmuster in der Sprachgeschichte als nützlich, obgleich es ein Modell mit Tendenz zur Simplifizierung bleibt (schon weil dabei der abstrakten und modellhaften Kollektivebene eine übermäßig hohe Relevanz zukommt).